



Tobias Blumenberg

DER LESE-
BEGLEITER



*Eine Entdeckungsreise
durch die Welt der Bücher*

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv © Depositphotos.com

Das Buch wurde erstmals verlegt

2016 bei TYPE ON DEMAND, Wolfegg.

Gesetzt aus der Albertina, der Acanthus und der Ahellya

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05216-9



Vorspann

Spuren im Sand. Woher weht der Wind? Immer von Westen. Man weiß es, wenn man eine Zeitlang dagegen angegangen ist. Die Bäume machen einen Buckel und verneigen sich allesamt nach Lee, Fenster zur Wetterseite sind blind oder leck, meist beides, vom Sturm und dem Salz in der Luft. Seit drei Stunden bin ich unterwegs, mit Rückenwind zuerst; da dachte ich noch: toll, wie einfach, wie beschwingt es sich geht – aber jetzt auf dem Rückweg bläst es mir steif ins Gesicht. Immer von Westen, wie in *Herr der Ringe*¹, da kommt auch alles Gute aus dem Westen, Frodo und die Elben, und im Osten liegt Mordor mit dem Schicksalsberg. So einfach war Tolkiens Geographie. Ich komme also gerade aus dem Westen, vom Städtchen Norderney auf der gleichnamigen ostfriesischen Insel. Und bin den Strand entlang bis ganz ans Ostende gegangen. Vierzehn Kilometer, nach dem Eintrag im *Brockhaus*, ist die Insel lang, hat sechstausendeinhundert Einwohner und ist seit 1797 Seebad. Im *Kulturfahrplan* von Werner Stein, in dem man nachschlagen kann, was alles zur selben Zeit passiert ist, steht, dass in diesem Jahr Bonaparte, der spätere Kaiser Napoleon, die Lombardei für Frankreich annektierte und Heinrich Heine geboren wurde. Der Korse ließ später die Insel besetzen, um England zu bedrohen. Und Heine? Der hat dann auf Norderney ein paar schöne Gedichte gemacht, bevor er nach Paris ging, um der

1 Von jetzt ab will ich es so halten: Die Titel meiner Lieblingsbücher stehen *kursiv* genauso wie Zitate daraus, alle anderen Titel, auch die von Opern, Filmen oder Gemälden, in doppelten »französischen Klammern«.

politischen Verfolgung in Deutschland nach des Kaisers Sturz zu entgehen. Vermutlich hat er sich vom Glitzern der Sonne auf den Wellen inspirieren lassen; das sieht wirklich zum Träumen schön aus, sogar wenn man die Augen geschlossen hat und die Reflexe durch die Lider dringen. Napoleon war nicht auf der Insel, obwohl man doch jetzt dort kuren konnte, aber er vertrug das Inselklima auch anderswo nicht recht. Theodor Fontane kam gerne hierher und schrieb irgendetwas, sicher eine traurige Ehegeschichte; ja tatsächlich, in *Effi Briest* sollen Spuren seines Aufenthalts hier zu entdecken sein, weiß das Büchlein *Fontane auf Norderney*, das in der »Inselbuchhandlung« ausliegt. Die Baronin Blixen aus Dänemark startete ihre literarische Karriere gar mit einer *Sintflut von Norderney*, in der sie einen falschen Bischof auftreten lässt. Ganz schön gruselig! Sie nannte das – sie schrieb englisch – eine »gothic tale«. Und sogar der revolutionäre Wladimir Majakowski dichtete brav:

*Ein Provinznest wie andre –
 plus Sandwüstenei,
 ein deutsches Seebad: Norderney.
 Vom Himmel fällt
 bald ein Strahl,
 bald eine Möwe.
 Das Meer sprüht Feuer
 und schläft wie ein Löwe.*

Im Brockhaus steht noch, dass die Insel früher, vor sechshundert Jahren, viel größer war. Eines Tages ist sie auseinandergebrochen. An der Stelle war ich gerade. Da hört die letzte Düne auf und der Strand streckt sich endlos. Eine ganze Insel auseinandergebrochen! Das kann sich auch keiner ausdenken. Offenbar ist gerade Ebbe und man meint trockenen Fußes hinüberzukommen zum anderen Bruchstück der ursprünglichen Insel, nach Baltrum. Dort stehen ein paar Häuser und alles sieht friedlich und verschlafen aus. Keine Menschenseele ist hier. Keine Spuren im Sand, es sei denn die eigenen. Man kommt

nicht hinüber auf die andere Seite, denn immernoch ist etwas Wasser dazwischen und bald läuft die Flut auf; so gab es nichts als die Umkehr. In weiter Ferne branden Wellen an, eine hinter der anderen, in unerschöpflicher Gleichförmigkeit. Immer wieder mustere ich erwartungsvoll die endlose Meeresoberfläche. Irgendetwas Auffälliges in der Eintönigkeit? Ein Walbuckel? Eine Dampffontäne? (»Er bläst! Er bläst!«, tönt es bei solcher Gelegenheit aus dem Krähennest, dem Auslug an der Mastspitze.) Nein, nichts. Die Sonne scheint, es ist kalt, der Wind weht eisig, wir haben Februar, mitten in einem langen und kalten Winter. Wenn man aus dem Süden, und da bin ich zu Hause, auf dem Weg zur Nordsee ist, wird die Luft würziger, klarer und angenehmer zu atmen, je näher man dem Meer kommt. Gerade jetzt im Winter strömt statt Heizungsluft wieder guter Sauerstoff in die Lungen und von dort hirnwärts. Man kriegt den Kopf frei. Das ist der Reiz an Ferien auf Norderney. Und noch dreizehn Kilometer bis ins Warme. Viel Zeit also, um über alles Mögliche nachzudenken. Die eigenen Fußspuren. Woher kenne ich das? Der Walbuckel. Wie kommt mir der in den Sinn? Na klar, *Moby Dick* und *Robinson Crusoe*. Da habe ich diese Idee. Wie wäre es, wenn ich Dir erzählte, wie es mit der Liebe zu Büchern bei mir angefangen hat? Was ich zuerst gelesen habe, wie es auf mich gewirkt hat. Was schöne Bücher ausmacht, welche man sich schenken lassen oder selber kaufen sollte, wie man Bücher sammelt und was man davon hat? Hmm ...

Aber ich habe mich noch gar nicht vorgestellt: Ich heiße Tobias, bin im Augenblick neunundvierzig Jahre alt, von Beruf Zahnarzt, und meine Nase läuft. Das gehört zu Nordseeferien im Winter. Wenn Du das liest, bin ich natürlich schon viel älter – vielleicht auch tot –, aber das tut nichts zur Sache.

Hätte George Berkeley, der Bischof von Cloyne in Irland, dazu gesagt. Das war ein merkwürdiger Mann, nach dem immerhin eine Stadt (in Kalifornien) und eine der bedeutendsten Universitäten benannt sind. Sein Hauptwerk erschien 1710. Im selben Jahr, sagt der *Kulturfahrplan*, wurde August der Starke polnischer König und Bachs Sohn Friedemann kam zur Welt. Über August und die Madame Pompadour

gibt der Senator Buddenbrook im Herrenzimmer einen unzüchtigen Vers zum besten, jedenfalls hielt Thomas Mann die Stelle für äußerst stark; und Friedemann, das war doch der dem Trunk ergebene genialische Bachsohn, den Gustaf Gründgens für die Ufa gespielt hat. Aber wie komme ich eigentlich auf Berkeley? Der hatte erklärt, dass Materie nichts anderes sei als Wahrnehmung, außer ihr gar nicht existiere, und belehrte einen Mann, der sich in seiner Gegenwart heftig am Kopf stieß: »It matters not!«. Seine Lehre war schon am folgenden Tag widerlegt: Als der Mann, der sich den Kopf gestoßen hatte, aufwachte, hatte er eine Riesenbeule. Das war also doch ein realer Zusammenstoß mit Materie gewesen! Aber Berkeleys Lehre gilt natürlich für das Lesen: Jedes Buch wird erst in unserem Kopf wieder zum Buch. Vorher waren es nur Blätter. Durch das Lesen tritt es in Erscheinung. Dann erst ist es da, in unserem Kopf, auch wenn das Buch selbst schon längst wieder weggelegt ist. Kluger Knabe, der Bischof.

Einen Beruf zu haben ist schön und macht Spaß. Sogar Zahnarzt sein. Aber der Kopf bleibt bei all der Beschäftigung noch frei für andere Dinge. Da drinnen kann man ja machen, was man will. Zum Beispiel über Bücher und das Lesen nachdenken, und das mache ich schon lange und es macht mir Spaß. Der wird, ob Du's glaubst oder nicht, immer noch größer, je mehr und je länger ich lese. Und warum das mit dem Lesen so ist und was ich all die Jahre gelesen und dabei nachgedacht habe, davon will ich jetzt erzählen.



Kapitel 1



Der Dürre, der Fallsüchtige und der Hinkende – drei Menschheitsfiguren

Eines Tages kann man lesen. Vorher waren Bücher gut, wenn sie viele und bunte und schöne Abbildungen hatten. Celestino Piatti² war gut mit seinen Tieren, vor allem den zweisamen Eulen aus *Eulenglück*. Bücher ohne Bilder waren schlecht. Wurde daraus vorgelesen, hatte man gar keine sinnliche Vorstellung von den Schauplätzen und handelnden Personen. Dann ist plötzlich alles anders, es gibt gute Bücher mit Bildern und Text. Erich Kästners *Konferenz der Tiere* ist toll und der erregte Stier Reinhold mit hochrotem Kopf am schönsten, wenn er von Walter Trier gezeichnet ist. »Haben Sie ein Ausreisevisum?«, brüllt er den Zöllnern hinterher, die vor seiner schnaubenden Wut das Hasenpanier ergreifen. Darüber habe ich mich vor Entzücken gekringelt, damals. Es gab einen schön illustrierten *Robinson*, vermacht vom großen Bruder, den er aber eines Tages zurückhaben wollte. Im Alter erinnert man sich gern wieder

2 Dreißig Jahre lang trugen die Bücher des Deutschen Taschenbuch Verlages (dTV) das Gesicht der von Piatti gestalteten Umschläge – dem jeweiligen Buchcharakter ideal anverwandelt. Mit dem monomanen Tomi Ungerer für Diogenes und Willy Fleckhaus, der das kantige Profil der Suhrkamp-Kultur zeichnete, bildete er das Dreigestirn der genialen Buchgestalter zu Zeiten der Bundesrepublik, als Bücher zur unverwechselbaren »Marke« wurden.

der Freuden der Jugendzeit und fordert, was einem gehörte, für die Enkel. Und *Pippi Langstrumpf*, übernommen von der Schwester, zeigte sich mit Herrn Nilsson auf der Veranda der Villa Kunterbunt. Astrid Lindgren, diese große Poetin des Kinderbuchs, hat in dem für zarte Seelen fast zu düsteren *Mio, mein Mio* symbolisch dargestellt, wie gute Bücher wirken: Auch wenn man im Kerker schmachtet, braucht man nur den Zauberlöffel der Erinnerung in den Mund zu stecken, um alsbald geistig gesättigt zu sein. Karl May, den ich von irgendwoher hatte, brachte es nur auf eine einzige bunte Illustration auf dem Buchdeckel, wenn er aus Bamberg kam, und hatte Glück, dass ich noch nicht wusste, was Arno Schmidt über ihn geschrieben hat.

Dann kam das Weihnachten, an dem ich mein erstes richtiges und wichtiges Buch bekam. In grauem Feinleinen mit einem Lesebändchen kam es daher, die Seiten ganz biegsam zart, aber nicht durchscheinend, was bei gutem Dünndruck wichtig ist, mit der Signatur des Verfassers auf dem Deckel und dezenten goldenen Verzierungen am Rücken. *Moby Dick* hieß es und Herman Melville sein Urheber. Dieses Buch hatte mein Vater für mich ausgesucht als erstes Leseerlebnis jenseits der »Kinderbücher«. Mein erster Band der »Winkler Weltliteratur«-Bibliothek.

An die Konkurrenz, die der weiße Wal an jenem Weihnachten in Gestalt anderer Bücher hatte, kann ich mich nicht präzise erinnern. Sicher waren einige kindgerechtere dabei und vermutlich hat mein älterer Bruder, der aufgrund einer angeborenen Lesephobie sparsam mit Gedrucktem versorgt wurde, einen weiteren Band der Jules Verne-Ausgabe von Bärmeier & Nickel bekommen mit den vielen detaillierten, zur phantastischen Handlung passenden Holzschnitten. Der Reiz dieser Bücher hielt indes nur kurz an. Mit dem dicken Dünndruckband war das anders. Unverzüglich nahm ich ihn in Angriff – an so einem Buch von über siebenhundert Seiten hatte ich mich noch nie versucht – und kämpfte ein halbes Jahr lang mit *Moby Dick*, speziell den eigenartigen Ausdrücken der Seefahrt und den wunderlichen Namen von allerlei Schiffsteilen, kein Wort auslassend, jeden Satz so lange lesend, bis ich glaubte, alles verstanden zu haben.

Denn ich wollte es sorgfältig machen. Alles, was mir bei der Lektüre sonderbar, interessant, ungeheuerlich erschien, wurde auf Zetteln vermerkt. Die legte ich an der entsprechenden Stelle so ein, dass sie am oberen Schnitt herauschauten, damit ich sie später leicht wiederfinden konnte. Nach einiger Zeit starrte das Buch vor solchen Zetteln und ich musste aufpassen, dass sie beim Lesen nicht alle wieder herausfielen. Unter uns gesagt, dieses Verfahren war fürchterlich umständlich. Ich würde es nicht empfehlen. Unterstreichen ist besser, aber in Wahrheit habe ich nach einer Weile alle Markierungsarbeiten an Texten aufgegeben. Zum Verständnis von Büchern hilft nämlich nur eins: Man muss sie lesen. Alles Weitere ergibt sich dann. Ab und zu bereut man, eine Stelle nicht gleich wiederfinden zu können. Dazu würde unterstreichen oder ein Zettel noch nicht ausreichen, man bräuchte dann auch noch so einen ehrfurchtgebietenden Zettelkasten mit Stichwortregister, wie mein Vater ihn für seine Zwecke angelegt hat.

Eine Stelle suchen bietet immer die Gelegenheit, ein Buch wieder zur Hand zu nehmen. Das ist allemal besser und aufregender, als in Zetteln oder Karteikästen zu wühlen. Wie es auch sei, damals schuf ich mir ein erstes System für meine Gedanken zu einem Buch. Es ist die wichtigste Aufgabe beim Lesen eines Werkes, den darin vorgetragenen Ideen zu folgen und sie in Zusammenhang mit der Ordnung der eigenen Gedankenwelt zu bringen. Auf diese Weise entstehen Vorlieben und Abneigungen, Übereinstimmungen und Differenzen. Auf jeden Fall erweitert jede neue Lektüre den Horizont. Wie auch immer man mit Büchern umgeht, der Vorgang des Lesens ist entscheidend, steht aber erst an vorletzter Stelle der Beschäftigung mit ihnen. Denn zuerst wird das Buch einen optischen Eindruck auf Dich erwecken, bevor Du es zur Hand nimmst, und demzuvor hat es vielleicht schon einen Eindruck auf Dich gemacht, bevor Du es überhaupt in der Hand hattest, indem Dir jemand etwas darüber erzählt oder Du sonstwie davon gehört oder – gelesen hast. Es gibt hübsche

Lesen
ist keine Kunst,
sondern eine
Notwendigkeit.

und leider auch hässliche Bücher, wohlriechende und moderige, hand-schmeichlerische und garstige. Auch das beeinflusst unser Verhältnis zur Lektüre. Aber das steht am Anfang: Du willst ein Buch aus einem bestimmten Grund kennenlernen und nimmst es dann zur Hand. Du schlägst es auf, blätterst, fängst an zu lesen, liest es teilweise oder ganz und legst es anschließend wieder beiseite; sobald es weggelegt ist, verflüchtigt es sich als materielles Ereignis. Als Erlebnis verbleibt es für immer – in Dir.



Mit *Moby Dick* verging mir der Geschmack an leichterer Lektüre ganz und gar nicht. Ohne Unterschied verschlang ich meine Lieblingskinderbücher zum x-ten Mal und ewige Werke der großen Welt der Literatur. Mein Vater zeigte mir, was ich lesen sollte, und das tat ich dann. Vermutlich spiegelt sich in seinen Empfehlungen das, was er selber damals gelesen hat im Taubenschlag auf dem Dach seines Vaterhauses; mein Großvater, ein durch den Kunsthandel reich gewordener Bonvivant, wie man seinerzeit Menschen nannte, die ihr Geld mit leichter Hand verdienten und wieder ausgaben, kaufte seinem einzigen Kind alle Bücher, die dieses auf eine Liste schrieb, die selbstverständlich ständig erweitert und verbessert wurde. Das war seine Art der Vaterliebe. Diese Bibliothek ist am Palmsonntag des Jahres neunzehnhundertzweiundvierzig beim ersten Luftangriff verbrannt, den die Royal Air Force auf eine deutsche Stadt flog.

Die Vorschläge meines Vaters waren von höchst unterschiedlicher Art. Rousseaus *Bekenntnisse* standen am Anfang und Dostojewskijs *Schuld und Sühne*, die *Buddenbrooks* und Plutarchs *Vergleiche großer Männer*. Außerdem riet er mir, einzelne Schriftsteller kennenzulernen, indem ich a l l e s von ihnen läse. Dazu mussten Gesamtausgaben her, und von meinem Taschengeld, das ich durch Gelegenheitsarbeiten, erst Wagenwaschen, später Tennisstunden, aufbesserte, kaufte ich mir einen Cervantes, einen Balzac und die Kleist-Ausgabe von Helmut Sembdner. Bis heute sind noch ein paar weitere dazugekommen. Wir

wissen gar nicht, was wir an der Buchkultur in unserem Land haben. Wenn mich Ausländer besuchen, geraten sie stets ins Schwärmen über die handwerkliche Qualität und Schönheit deutscher Bücher. Nun, in den letzten Jahren versuchen mehr und mehr Verlage, sich dem internationalen Standard anzupassen, also gesichtslos mittelmäßige Druckerzeugnisse auf den Markt zu bringen. Auf Grund der Kostensituation scheint das unabänderlich, bedauern tun wir es allemal. Und als Trost: Es gibt noch das schöne Buch. Für alle, die danach suchen.

Die Sache mit den Gesamtausgaben ist kein bloßer Spleen. Sicher kann es ermüden, einen Haufen Schau- und Zwischenspiele von Cervantes am Stück zu lesen. Aber zum Dank lernt man den Dichter in seinen Facetten und Eigenarten kennen, wie es sonst nicht möglich wäre. Natürlich gibt es Biographien, in der Regel sorgfältig gemacht und gut geschrieben, aus denen man sich informieren kann. Aber gerade hier bekommt man das Bild des Porträtierten durch einen Filter zu sehen, den Filter der Wahrnehmung und Wiedergabe durch den Biographen. Ich gestehe, aus diesem Grunde ungern Lebensbeschreibungen zu lesen, es sei denn als Kunstprodukte. Wenn Biographien zu Literatur werden, bekommen sie eine neue Qualität, über die man auch neu entscheiden muss. Das Leben mancher Großer der Literatur erschließt sich bereits vollkommen über ihre Werke. Ein ausgezeichnetes Beispiel hierfür ist Heinrich von Kleist. Einerseits ist seine gesamte Produktion übersichtlich: eine Handvoll Gedichte, Novellen, acht Theaterstücke, ein paar Aufsätze und Artikel und dann noch seine Briefe. Andererseits sind Einzelheiten seines Lebens so geheimnisvoll, dass kein Biograph sie zwingend glaubhaft enträtseln kann. Eine mysteriöse Krankheit trieb den jungen Heinrich um, er war kurz Soldat und in französischer Gefangenschaft und kam wer weiß wie frei; zu einigen Männern unterhielt er intensive Freundschaft – war da mehr? Seine Verlobung löste er jedenfalls schnell wieder und hatte keine andere Freundin als seine Schwester Ulrike; und seinem jungen Leben setzte er gemeinsam mit einer Frau, der schwerkranken Henriette Vogel, einer Zufallsbekanntschaft, am Ufer

des Wannsee³ in Berlin mit der Pistole ein Ende. Er wurde nicht einmal vierunddreißig Jahre alt. Mehr weiß kein Biograph, alles andere ist Spekulation. Die setzte in Kleists Fall schon früh ein. Besonders die Tatsache, dass Goethe es ablehnte, Kleists Talent anzuerkennen oder zu fördern, beispielsweise indem er ihn an seinem Hoftheater aufgeführt hätte, befeuerte die Phantasien. Aber auch sein Verhältnis zum Kreis der Romantiker, zu Arnim und Brentano in Berlin, Hoffmann in Bamberg, den Schlegels sowie Tieck in Jena und den anderen war so distanziert, dass man sich auf Kleists Selbstwahrnehmung als Künstler keinen rechten Reim machen kann. Sein bester Freund in Literatenkreisen war der heute vergessene Schweizer Heinrich Zschokke, der im Wettstreit mit Kleist auch einen *Zerbrochenen Krug* geschrieben hat – als Novelle, um herauszufinden, wer besser dichten kann. Wir meinen es zu wissen. Wie es dazu kam, kannst Du bestens in der Kleist-Ausgabe nachlesen, dazu ist kein Erklärer notwendig. Und wenn Du mit den zwei schwarzleinenen Bänden der Sembdner-Edition fertig bist, steht das Bild dieses naiv-schwärmerisch-verträumten Einsamen vollkommen plastisch vor Dir.

Gefragt, was meine stärksten Leseindrücke als junger Mensch gewesen sind, muss ich zunächst antworten, dass ich am Anfang ja nichts, wirklich gar nichts kannte. Ich war ein leeres Gefäß, in das sich die Essenz vieler Bücher ergoss. Bis heute ist dieses Gefäß nicht voll, ein wirklich glücklicher und glücklich machender Umstand – wie schrecklich muss es sein, alles gelesen zu haben! –; aber diese Essenzen haben sich miteinander vermischt und bilden wie bei einem Parfum ein Aroma, aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt, die man immernoch unterscheiden kann, die aber gemeinsam eine Komposition eigener Art bilden mit Kopf- und Herznote, Körper und

3 Dazu fällt mir, um nun nicht in Trauerstimmung zu verfallen, eine Geschichte ein. In der kleinen Stadt, in der ich wohne, eröffnete ein junger Mann einen Gemüseladen und nannte das Geschäft »Van-See« nach dem großen Zentralgewässer seines Heimatlandes Armenien. Als ich den stolzen Besitzer fragte, ob wohl die ansässigen Kleinstädter mit dem Namen seines Geschäfts etwas verbinden könnten, erwiderte er prompt: »Wieso, jeder hier kennt den Wann-See!«

Zwischentönen sowie dem, was übrig bleibt, wenn alle anderen Gerüche schon verfliegen sind, einem Nachklang und einer Erinnerung an vergangene Sensationen (Sensation wie englisch ›sensation‹, also Wahrnehmung). Trägt Du diese Komposition, die man mit einem deutschen Wort ›Bildung‹ nennt, in Dir, so überzieht sie nun dank ihrer eigenartigen Struktur alle neuen Sensationen, die Dir begegnen, vereinnahmt sie auf diese Weise und weckt dabei Erinnerungen an bereits Bekanntes. Je vielfältiger die Bildung, desto besser und leichter wirst Du Neues erkennen und anerkennen können, desto offener wirst Du für die Vielfalt der Eindrücke. Das gilt für Lesen, Musik, Kunst oder Architektur genauso wie für das Reisen oder den Kontakt mit Fremden. Der oder das Fremde bietet Dir die Gelegenheit, Deiner Bildung, Deiner Welterkenntnis einen neuen Aspekt hinzuzufügen. Diesen ganzen Vorgang der Aneignung bezeichnet man als ›Rezeption‹.

Ein Fachmann hat gesagt: *Das Paradox jeder Rezeption besteht darin, dass der nichts erfährt, der nichts erfahren hat.* Das heißt für das Lesen, dass es erst dann richtig Spaß macht, wenn man schon einiges gelesen hat.

Sollte mal ein Buch *Die Kunst des Lesens* heißen, wäre schon der Titel Quatsch: Lesen ist keine Kunst, außer für den Analphabeten. Lesen ist eine Chance. Ich halte es für gleichgültig, wie man liest. Der eine buchstabierte sich jedes Wort, der andere liest laut mit, der dritte formt die Wörter mit den Lippen nach, der nächste fliegt über die Zeilen, mancher gar liest quer, indem er nur nach Stichwörtern Ausschau hält, die ihm Seite für Seite andeuten, worum es gerade geht. Das hat alles seine Berechtigung. Das Buch selbst wird lehren, was zu tun ist. Ein fesselndes und spannendes Werk wirst Du intuitiv wie einen kostbaren Gegenstand behandeln und es dadurch ehren, dass Du nichts auslässt und genussvoll liest. Andere Bücher wollen robuster gehandhabt werden, überflogen, durchgeblättert. Selten breche ich die Lektüre (verärgert) ab, ich bin ein geduldiger Leser. Bücher brauchen auch die Möglichkeit

Bus- und Bahn-
fahrten sind ideale
Lesegelegenheiten,
man sollte immer
ein Reclam-
bändchen in der
Manteltasche haben.

einer Entwicklung, manche beginnen langweilig, abstoßend oder sonstwie verstörend, um Dich dann in ihren Bann zu ziehen.

Ich selbst habe die Angewohnheit, beim Lesen Musik zu hören. Für mich stören sich die beiden Eindrucksebenen nicht, ergänzen sich häufig, durchdringen sich in glücklichen Momenten. So an die zweitausend Opernaufnahmen habe ich zur Begleitung erfüllter Lesestunden genossen. Früher, ich gestehe es, habe ich sogar beim Fernsehen gelesen – oder umgekehrt. Speziell die Tennismatches von Boris Becker eigneten sich perfekt zu simultaner Lektüre. Was für glückliche Zeiten das waren. Niemand ließ dem Leser zwischen den Ballwechseln so viel so präzise zugemessene Zeit wie ‚der Leimener‘. Das Schreiten nach dem abgeschlossenen Ballwechsel inklusive Blickwechsel mit dem Gegner; die sorgfältige Auswahl des Balles für den nächsten Punkt; das Richten der Kleidung: Hemd in die Hose, eventuell am Schuhbündel etwas korrigieren; Atemübungen, mal der rundmäulige Karpfen, dann wieder ein bronchiales Husteln; das In-Position-Gehen für den Aufschlag in Schrittstellung mit Wippen vom Ballen des rechten auf den großen Zeh des linken Fußes; mehrmaliges Jonglieren des Balles mit Hand und Schläger sowie ein letzter herausfordernder Blick auf das Gegenüber; dann der Aufwurf des Balles in das Niemandsland vor der Grundlinie, das Hinaufschrauben und Hochwuchten des massigen Körpers, ein peitschenartiges Knallen des Schlägers gegen den Ball – peng, Fehler! Also das Ganze von vorn: alles in allem anderthalb köstliche Minuten des Rituals und der Ruhe, in denen man ein schönes Stück Literatur bewältigen konnte, bevor der zumeist kurz gehaltene Ballwechsel in Gang kam und Aufmerksamkeit einforderte. Als er in einem epischen Match, das über fünf Sätze und sechs Stunden ging, gegen John McEnroe im Davis-Cup gewann in Hartford⁴, Connecticut, las ich währenddessen ein Epos und sage: Beides gewann gleichermaßen durch das jeweils andere.

4 Den Teil der Leserschaft, den ich gerade entsetzlich langweile, möchte ich mit der Nachricht elektrisieren, dass aus ebendiesem Hartford die »Gilmore girls« stammen, die besten Botschafterinnen amerikanischen Esprits bei uns seit langem.

Heute lese ich schneller als früher; zurzeit lese ich seltener wichtige Bücher, dafür mehr Masse. Das ist nur vorübergehend. Ich freue mich schon auf den Tag, an dem ich anfangen werde, einzelne große Werke langsam und in aller Ruhe wieder zu lesen – man wird auf den folgenden Seiten merken, welche das sind. Als junger Mensch hat man noch kein Gefühl für Lebenszeit oder: wieviel Zeit man in einem Leben hat und was man damit anfangen kann. In den mittleren Jahren breitet sich die heimliche Angst aus, die Zeit könne nicht reichen für alles. Jetzt verlasse ich gerade diesen hektischen Lebensabschnitt in der Gewissheit, nichts Wesentliches versäumt zu haben. Die Jahre, die vielleicht noch kommen, werden nichts als Freude sein. Lebens- und Lese-freude bis zum Augenblick des Unvermeidlichen.

Ob man fremdsprachige Werke im Original lesen soll? Eigentlich ja. Wäre da nicht die Faulheit, sich mit allen diesen Sprachen so ins Benehmen zu setzen, dass man sie ohne Hilfen wie Wörterbücher oder Grammatiken fließend lesen kann. Ist das nicht der Fall, vergeht eben viel Zeit, über die Schwierigkeiten der Texte hinwegzukommen. Ein simpler Rat ist, kleine Wortlücken zuzulassen. Man muss nicht jedes Detail in Erfahrung bringen, um dem Fluss des Textes noch problemlos folgen zu können. Auch Übersetzungen lassen uns Leser mit unseren Verständnisfragen manchmal ratlos zurück. Altmodische Übersetzungen verfälschen doppelt, indem sie ihre eigene Überholtheit den Schwierigkeiten des Originals noch aufpfropfen. Auch übertriebene Modernität schadet zuweilen, wenn sie den falschen Anschein erweckt, der Text selbst rechtfertige sie. So bleibt manche schlechte Übersetzung ungewollt gut, wenn sie zumindest eine gewisse steif-leinene Aufrichtigkeit beherzigt. In solchen Fällen schimmert das Original, der angestrebte Sinn, ausreichend durch. Dazu ein Beispiel. Arno Schmidt, der gerühmte Übersetzer von Edgar Allan Poe, Wilkie Collins und James Fenimore Cooper, mühte sich Anfang der Sechziger an den mäßig originellen Schauer- und Überraschungsgeschichten eines Stanley Ellin. In der ersten geht es um ein Restaurant, in dem es eine *Spezialität des Hauses* gibt – phantastisch zart zubereitetes Fleisch, das von jenen sich glücklich schätzenden Gourmets gewonnen wird,

die der Chef in seine Küche bittet, um nur für sie das Geheimnis seiner Kunst zu lüften. Als bald werden sie den übrigen ahnungslosen Gästen als ›plate‹ serviert, von Schmidt mit ›Platte‹ übersetzt. Nun wird zwar in vielen amerikanischen Restaurants genauso wie bei uns üppiges Porzellan verwendet, um die Erzeugnisse der Küche für den Gast aufzutragen, serviert wird aber stets ein Tellergericht. Und das heißt im Amerikanischen genauso wie die Platte. Dem Leser entgeht durch den kleinen Irrtum Schmidts nichts, er muss sich nur vorstellen, was wohl im originalen Text stehen mag, um vor seinem geistigen Auge den leeren Teller mit etwas Schmackhaftem belegen zu können.

Das Englische und Französische verlieren durch Übersetzung ziemlich wenig von ihrer Eigenart. Je exotischer die Sprachen werden, desto weniger können wir uns da sicher sein. Werke der klassischen chinesischen Literatur sind bei uns seit fast einem Jahrhundert durch Übersetzungen eines Mannes heimisch geworden, dem böse Zungen nachsagen, statt wortgetreuer Wiedergaben der Originale eher Nachdichtungen in eigenem Geschmack geliefert zu haben. Die *Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht* haben erst durch die klassische Edition Enno Littmanns den für uns heute gewohnten Sprachfluss erhalten, mit gereimter Prosa und den die Erzählzeit zum Stillstand bringenden Wiederholungen und Abschweifungen; frühere Übersetzungen erscheinen im Vergleich eher als Paraphrasen. Aber bereits das Russische bietet offenbar Schwierigkeiten, die einer angemessenen Verdeutschung im Wege stehen. Meine Masseurin lernte ihr Handwerk in der Sowjetunion, und dort war nicht nur die Ausbildung für medizinische Berufe überaus anspruchsvoll, sondern auch die Schulbildung hatte sehr hohes Niveau. Bei unseren Gesprächen, soweit mir ihre festen, sicheren Griffe dazu Luft lassen, dreht es sich meistens um Tolstoi, Turgenjew und Tschechow. Sie liebt die großen russischen Dichter, deren Lektüre Grundlage ihres Schulunterrichts war. Aber auch nach vielen Jahren in Deutschland mag sie deren Werke nur russisch lesen, weil in der Übersetzung jeder Neben- und Doppelsinn verlorengeht, wie sie mir versichert. Es sei unmöglich, ein einzelnes russisches Wort durch ein entsprechendes deutsches wiederzugeben. Vielleicht

gilt das für mehr Sprachen, als ich jetzt ahne, in diesem Fall jedenfalls kann ich einen vortrefflichen Zeugen beibringen.

Lyrik und Theaterstücke bereiten beim Lesen besondere Probleme. Versmaße sind einzuhalten, die Verteilung und Lage der Stimmen zu berücksichtigen. Bei Gedichten halte ich es für hilfreich, sie sich oder anderen laut vorzulesen; in der Regel gewinnen sie dadurch, jedenfalls zeigen sie so, was in ihnen steckt. Bei Theaterstücken finde ich es wichtig, die Anweisungen des Verfassers für Bühnenbild und Schauspieler zu beachten. Vor dem inneren Auge kann man so das Stück selbst inszenieren und tut sich leichter, die Aufteilung auf die verschiedenen Rollen nachzuvollziehen.

Wie verhält man sich mit schwierigen Texten, die nicht auf Anhieb verständlich sind? Da stehen verschiedene Techniken und Taktiken zur Auswahl. Ich will gern Ratschläge geben. Erstens: über die Schwierigkeiten des Textes hinweglesen, zunächst schauen, dass man das Ganze erfasst, um dann zu prüfen, ob man die dunklen Stellen noch einmal anpacken will oder ob sich das nicht lohnt. Nicht alles, was unverständlich ist, harrt wie ein Orakel der Offenbarung. Manch ein Text verdankt seine Unverständlichkeit der Unverständlichkeit seines Verfassers und ich versage es mir hier, Heerscharen von Autoren anzuprangern, die mich mit ihrem hochtrabenden Gelaber in den letzten Jahrzehnten gequält haben. Meine Rache besteht darin, dass ich ihre Namen weder jetzt noch auf den folgenden Seiten erwähne. – Oder: Jeden Satz zweimal lesen, jedesmal die grammatische Probe machen, ob man das kunstvolle Knäuel von Subjekt, Prädikaten und Objekten richtig abgerollt hat. Leider hat mancher große Denker die Vorstellung, seine so richtigen Gedanken dem banalen Zugriff zu entziehen, indem er sie in ein Geschenkpapier von Artifizialität und schwer nachvollziehbarer Periodik verpackt. In einem so gelagerten Fall ist jeder Aufwand gerechtfertigt, den klugen Gedanken sorgfältig wieder zu entwickeln, und gern stellen sich dann weihnachtliche Gefühle ein, wenn man ein besonders schönes Exemplar von Geistesblitz frisch ausgepackt und in gleißendem Lichte glänzend vor sich hat. – Dann: habe ich jahrelang freitags auf meinen Vater gewartet,

der für seine Studenten Sprechstunde hielt, und durch die gepolsterte Doppeltür seines Dienstzimmers drangen immer wieder folgende freundlich gemeinte, aber scharf gesprochene Worte an mein Ohr: »Lesen Sie jeden Tag eine Seite Kant! Fixieren Sie am nächsten Morgen schriftlich, was Sie am Tag zuvor gelesen haben! Auf diese Weise haben Sie nach zwei Jahren die *Kritik der reinen Vernunft* verstanden!« Der Anblick der bleichen, mitgenommenen Geschöpfe, die aus dieser Sprechstunde kamen, lässt mich in der Rückschau heute eher an eine Rosskur als an den Weg zu philosophischer Erkenntnis denken. Sicher lohnt es sich, in bestimmte Werke Arbeit zu investieren, und genauso sicher ist, dass man nicht jeden Grad an Erkenntnis geschenkt bekommt, wenn man ein Buch liest. Ob Unterstreichungen, Ideenzettel oder freie Nacherzählung, jedes Mittel ist recht, um an den Kern eines Buches heranzukommen.

Wie unterscheidet man nun die guten von den anderen Büchern? Jeder wird im Laufe eines Lebens eigene Maßstäbe entwickeln, das ist kein Problem. Hat man erst genug gelesen, bekommt man selbst ein sicheres Urteil für die Qualität eines Werkes. Aber für die ersten Bücher, den Eintritt in die Welt der großen Lesegenüsse, hat es seit je Anhaltspunkte, Landmarken und Leuchtfeuer gegeben. Der kleine *David Copperfield* wird von seinem Stiefvater geschlagen. Er zieht sich auf den Dachboden zurück und findet dort die Bücher seines toten Vaters. *Peregrine Pickle* und *Humphry Clinker*, *Tom Jones*, *Der Vikar von Wakefield*, *Robinson Crusoe* begleiten seinen weiteren Weg ins Leben. Für den Gegenwartsneurotiker leisten C. G. Jung, Marcel Proust, Hemingway, Ernst Jünger, Mark Twain, Graham Greene, Bernanos, Kafka und Thomas Mann, jeder auf seinem Gebiet, Entsprechendes; so zählt sie eine Negativliste daher, die *Stiller* (der identitätsflüchtige Held von Max Frischs Roman) in seiner Untersuchungshaft aufstellt. Wem kann man da noch vertrauen? Mir, ich erzähle Dir jetzt vom Dürren, dem Fallsüchtigen und dem Hinkenden. Hör einmal her:

Don Quixote von La Mancha

Wir wissen nur von einem Verlauf der Geschichte. Weder können wir uns vorstellen, wie es uns jetzt ginge, wenn der Neandertaler den Homo sapiens verdrängt hätte, noch den Zustand dieser Welt ermessen, wenn Karl Martell und seine fränkischen Panzerreiter bei Tours und Poitiers gegen die Araber untergegangen wären. Je näher die Ereignisse rücken, desto deutlicher wird das Schicksalhafte von historischen Wendepunkten. Die Invasion in der Normandie, wenn sie gescheitert wäre? Immer noch schwer auszumalen, aber ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken ...

Am siebten Oktober fünfzehnhunderteinundsiebzig fuhren die Flotten der osmanischen Admiralität und der Heiligen Liga Venedigs, des Papstes und Spaniens gegeneinander aus, um in der Bucht von Lepanto auszukämpfen, wer die Hoheit über das Mittelmeer für die nächsten Jahrhunderte gewinnen sollte. Die bis dahin größte Seeschlacht der Geschichte. Es war ein blutiger Tag, die Opfer ohne Zahl. Während der Kopf des osmanischen Admirals Ali Pascha zum Zeichen des Triumphes der Christenheit auf eine Pike gesteckt und unter dem Jubel der Sieger in die Höhe gereckt wurde, lag zwischen anderen grässlich Verstümmelten auch Miguel de Cervantes Saavedra, einfacher Soldat, aus dem Kleinadel der spanischen Provinz stammend. Schrecklich war er verwundet worden und schwebte tagelang zwischen Leben und Tod. Als er wieder bei Bewusstsein war, stellte er fest, dass ihm die linke Hand fehlte. Sie war durch ein osmanisches Geschoss zerschmettert worden. Zu einer Zeit, als Versehrte überall zum Straßenbild gehörten, war das nichts Ungewöhnliches. Eine Zeitlang wurde der Held der Schlacht von Lepanto für seine Wunde geehrt, später auf einen kleinen Posten mit geringen Einkünften abgeschoben, weil nicht verwendungsfähig ... Auf einem alten Stich schaut er uns ernst und würdig an; das Kinn wird vom unvermeidlichen Spitzbart geziert, um Mund und Augen spielt eine Nachdenklichkeit, ein Zug von Sorge. Wie er wirklich war, dieser Held und Ungebrochene, werden wir schwerlich in Erfahrung bringen können. Die Quellen sind

versiegt, aus denen Informationen fließen könnten. Es gibt aber eine literarische Imagination seines Lebens und seiner Zeit, den Roman *Cervantes* von Bruno Frank, einem Alters- und Schicksalsgenossen Stefan Zweigs. Packend und pathetisch, wie es in der Zeit seiner Entstehung lag, schildert dieses Werk ein Spanien und einen Autor, wie beide gut gewesen sein könnten. Das ist hilfreich, um ein Bild dieser fernen Epoche vor Augen zu haben.

Auf einer Fahrt durchs Mittelmeer wurde der Segler, auf dem Cervantes Passagier war, gekapert, alle Überlebenden kamen als Gefangene nach Algier. Das war ein damals alltäglicher Zwischenfall und die Seeräuberei ein einträgliches Gewerbe. Mittellose Gefangene wurden auf dem Sklavenmarkt verkauft, für Höhergestellte ein Lösegeld erhoben. In Verkennung der Tatsachen verlangte der Korsar für Cervantes so viel Geld, dass seine Familie es nicht aufbringen konnte. Der Handel mit Menschen florierte zwischen Spanien und Nordafrika; die arabischen Kaperschiffe wurden häufig von erfahrenen Marineoffizieren befehligt, die früher für den spanischen König gefahren waren. Das waren Renegaten, also vom Christentum Abgefallene, die zum Islam übergetreten waren. Auch die gefürchteten Janitscharen der osmanischen Sultane waren Elitetruppen, die sich aus Christkindern rekrutierten. Der Prophet Mohammed hatte dekretiert, dass der zum Islam Bekehrte mit Ehren aufgenommen werden sollte. Wer indes vom Islam abfällt, verfällt dem Tode.

Dieses lebhafte Treiben rund ums Mittelmeer war einerseits blutig ernstes Geschäft, andererseits hatte es auch eine burleske Note. Zwei der schönsten Buffonerien, also komische Opern, Gioacchino Rossinis verdanken sich der Verzahnung von Christen und Moslems in Handel, Kampf und Liebe zwischen Levante und christlichem Europa: »L'Italiana in Algeri – Die Italienerin in Algier« und »Il Turco in Italia – Der Türke in Italien« spiegeln die Welt der Seeräuber, Serails und Sklaven, allerdings zu einer Zeit, als die Bedrohung nur noch alptraumhafte Erinnerung war. Mozarts »Entführung aus dem Serail« genau wie seine Klaviersonate »alla turca« mit der Janitscharenmusik sind da schon konkretere Reminiszenzen der Konfrontation und Beeinflussung, schließ-

lich wurde Wien zweimal von den Osmanen belagert – weitere Wendemarken abendländischer Geschichte. Was wäre passiert, wenn? Das Werk des Miguel de Cervantes, seine Theaterstücke wie *Sklave in Algier*, zeigen authentisch, worin die wahre Bedrohung durch das islamische Imperium bestand: in ethischer sowie kultureller Liberalität, neuer Verteilung der Chancen und Glücksgüter dieser Welt. Während der Katholizismus und die Mächte des Südens in ihrer Abwehrhaltung verbiesterten, lockte der Islam mit weitgehender Freizügigkeit und Siegermentalität. Tapferkeit und Intelligenz waren Tugenden, mit denen man unter der grünen Flagge des Propheten Karriere machen konnte. Während seiner Gefangenschaft in Algier und bevor er großmütigerweise ausgelöst wurde, lernte Cervantes die Toleranz gegen Andersdenkende kennen, die seinerzeit Kennzeichen der arabischen Welt war. Nie wären die Mauren zweihundert Jahre zuvor aus Spanien vertrieben worden, hätten sich diese nicht im Parteienstreit entzweit. Das ging so weit, dass eine Fraktion den großen Helden der spanischen Einheit, den *Cid*, in seinem Befreiungskampf unterstützte, was literarisch vielfach, unter anderem in einem barocken Theaterstück des Franzosen Pierre Corneille, verwertet wurde. Die Klage um das untergegangene Maurenreich ist noch durchhörbar in der *Handschrift von Saragossa*, dem märchenhaft-phantastischen (und aberwitzigen!) Abenteuerroman des geheimnisvollen Polen Jan Potocki.⁵ Im Zweititel heißt der Roman *Abenteuer in der Sierra Morena*, also jener kargen Gebirgsregion, die dem Tal des Guadalquivir und der alten Maurenmetropole Córdoba gegenüberliegt, in der noch heute einiges von arabischer Weltweisheit und Lebenslust zu spüren ist. In Cervantes' Fall ging diese Liberalität so weit, dass der Dey von Algier, einer dieser Renegaten, bei dem er als Sklave diente, ihm mehrere tollkühne Fluchtversuche verzieh und auf

5 Ein toller Spaß, in dem der naive Alphonse in der Sierra Morena mit den Mächtschaften der im Untergrund agierenden Familie der Gomélez aneinandergerät und ganz schön gruselige Abenteuer erlebt. Zwischendurch gibt auch der Ewige Jude Anekdoten aus seinem bewegten Leben zum besten. Echtes Lesefutter von einem Autor, der im Namen der Aufklärung das ganze Arsenal des Schauer- und des Abenteuerromans für uns auffährt.

Bestrafung verzichtete. Zurück in Spanien und angewidert von dem, was der Kriegsheld im Ruhestand dort an Dünkel, Unterdrückung und fehlgeleiteter Glaubenseifer erlebte, kam ihm die Idee zu seinem großen Werk.

Der Landadelige Quesada wird durch übermäßigen Genuss von Ritterromanen wahnsinnig. Sein Lieblingsheld ist *Amadis von Gallien*. Dessen erschreckliche und, man muss es sagen: ganz und gar be-

klappte Abenteuer beruhen auf alten Sagen, die teilweise bis zu den mythischen zwölf Paladinen Karls des Großen zurückgehen und im Laufe der Zeit immer wieder abgeschrieben und verschlimmbessert wurden. Diese Scharteke, die unserem armen Helden den Rest gibt, stammt aus der Feder von Garci Ordóñez de Montalvo, der knapp hundert Jahre vor Cervantes sein literarisches Unwesen trieb. Er beschreibt Aventüren der vorhersehbarsten Art und bringt ein Arsenal von Riesen, Ungeheuern und Magiern vor die Lanze des unbesiegbaren Ritters, auf das sich Cervantes desweiteren ständig beziehen wird. Quesada, oder vielleicht heißt er eher Quixada, denn Cervantes gibt vor, die Geschichte aus älteren Quellen nachzuerzählen, also eine Historie vorzutragen (die gleichwohl in der Gegenwart spielt!), bastelt sich eine Rü-

stung, hauptsächlich aus Pappe, nennt sich Don

Quixote von La Mancha und reitet auf seinem Klepper Rosinante aus, um Abenteuer wie sein Romanheld zu erleben zur höheren Ehre der Herrin seines Herzens namens Dulcinea del Toboso – in der Wirklichkeit ein Bauernmädchen aus der Nachbarschaft, das er flüchtig kennt. Das wahre Abenteuer des *Don Quixote* heißt: Realität. Geschildert wird es im Stil eines Roadmovie, also den Antihelden von Schauplatz zu Schauplatz verfolgend auf seiner Irrfahrt durch das konkrete Spanien Philipps II. Im erstbesten Gasthaus am Weg lässt sich Quixada vom

Warum hauten die Dichter nicht mal richtig auf den Putz? Sagten, was Sache ist? Früher bestand die Kunst darin, nicht gleich zu erkennen zu geben, wogegen man anschrrieb. Zensur und Kerker passten nicht jedem als Preis des freien Gedankens. Die ehrwürdige Kunst der Camouflage bietet uns heute die feine Möglichkeit zur Interpretation; manchmal besser, als sich alles anhören zu müssen.

Wirt zum Ritter schlagen, nachdem er als begründende Heldentat ein paar Sauhirten verprügelt hat. Zwei gaffende Huren geben der Zeremonie Würde. Kennzeichnend für die Realität ist Gewalt der Starken gegen die Schwachen. Denen leiht der tapfere und gutherzige Don sein bisschen Mut, mal mit bescheidenem Erfolg, zumeist mit für ihn schmerzhaftem Ausgang. Blaue Flecken und Beulen am Kopf trägt er mit dem Stolz der Tugend als Ordenszeichen seiner Ritterschaft.

Damit es zu dem berühmten Pärchen kommen kann, das von Honoré Daumier auf vielen Bildern verewigt worden ist, dem hageren Recken auf dem dünnen Pferd und dem dicken Kleinen auf dem Esel, überredet Quixada in Kapitel sieben einen Bauern von nebenan, als Knappe mit ihm zu gehen. Der einfältige Mann verlässt auf das vage Versprechen hin, einmal König oder zumindest Statthalter auf einer Insel zu werden, Frau und Hof und zieht fortan, Sancho Pansa, getreulich mit seinem Herrn, dem furchtlosen Ritter Don Quixote. Der greift in Kapitel acht die vierzig Windmühlen auf einem Feld an, die er für Riesen hält, verheddert sich mit seiner Lanze in der ersten und wird samt Pferd umgeworfen. Ist das Buch hier schon zu Ende? Alle bekannten Geschichten erzählt? So will es fast scheinen. Aber nicht umsonst ist der Autor Cervantes als Novellist hervorgetreten. In seiner Sammlung der *Exemplarischen Novellen* führt er den Stil vor, kleine Begebenheiten zu kunstvollen Geschichten zu gestalten, den er im Don Quixote zur Vollendung bringt. Also fängt hier das Erzählen erst an. Das Panorama des Buches erweitert sich zu einer Bestandsaufnahme der spanischen Gesellschaft, nüchtern und ohne Häme, realistisch eben in einem bis dahin nicht gekannten Maße. Und zum Gang durch die Stile und Genres – nacheinander folgen Liebesnovellen, Gaunergeschichten, lustige Begebenheiten und tragische Verstrickungen. Insbesondere hat Don Quixote die unguete Angewohnheit, die Falschen mit seiner Kampfeslust und Freiheitsliebe zu treffen. Befreit er wen, dann sind es verurteilte Sträflinge, wirft er jemanden in den Staub, dann gewiss einen harmlosen Bauernburschen oder streitunlustigen Müller. So wird denn zum Ende des ersten Teils der Don als Straßenräuber und Wegelagerer ausgeschrieben und von Häschern ergriffen.

Wie reagiert der Ritter? »Hört doch, ihr törichten und schlechterzogenen Menschen; nennt ihr das die Straßen berauben, wenn man Gefesselte befreit, die Gefangenen losmacht, den Elenden Hilfe leistet, die Gefallenen aufrichtet, die Hilfsbedürftigen tröstet? Wer war so töricht, nicht zu wissen, daß die fahrenden Ritter von jedem Gericht ausgenommen sind, daß ihr Schwert ihr Gesetz, ihre Stärke ihr Gericht, ihr Wille ihre Vorschrift ist? Und endlich, welcher irrende Ritter war, ist und wird wohl in der Welt sein, der nicht die Gewalt hätte, für sich ganz allein vierhundert Häschern Prügel zu geben, wenn sie ihm in den Weg treten?«

In Wahrheit entfernt sich der edle Ritter bei seinen Abenteuern nie allzu weit von zu Hause, wo man sich Sorgen um ihn macht. Und wirklich ist es der Dorfpfarrer, der Don Quixote mit allerlei List und Tücke zurückbringt und der Haushälterin übergibt mit der Anweisung, ihn nicht aus den Augen zu lassen, damit er nicht ein zweites Mal davongeht. So endet einstweilen die Geschichte.

Nach dem Erscheinen dieses Buches hatte es in Spanien mit den lächerlichen Ritterromanen ein Ende, belehrt mich Heinrich Heine in seinem kleinen *Essay* über Don Quixote. Stattdessen aber erschienen Fortsetzungen der Geschichte des Ritters von der traurigen Gestalt von fremder Hand, die Cervantes finanziellen Schaden und großen Ärger eintrugen. So entschloss er sich Jahre später, selbst das Werk weiterzuschreiben und zu vollenden. Don Quixote liegt zu Hause im Bett, abgemagert und mit roter Mütze auf dem Kopf. Der Pfarrer und der Barbier besuchen ihn, um seinen Geisteszustand zu überprüfen. Zunächst unterhält man sich vernünftig über Politik, als das Gespräch aber auf die Türkegefahr kommt, empfiehlt Quixote, der spanische König solle die fahrenden Ritter (der Romane) gegen sie schicken, könne doch jeder einzelne von ihnen hunderttausend Türken leicht niederstrecken. Oh weh, der alte Wahnsinn, ungebrochen! Nun erscheint auch noch Sancho mit der Nachricht, dass die Abenteuer des Don Quixote bereits als Buch erschienen seien. Der Autor verspreche sogar einen zweiten Teil, wisse aber noch nicht, wo er stecke, und darum sind wir ungewiß, ob er herauskommen wird oder nicht? Teils deswegen, teils auch, weil viele sagen, daß die zweiten Teile niemals etwas taugen, andere auch meinen, es sei nun genug von Don Quixotes Handeln geschrieben, auch zweifelt

man, ob ein zweiter Teil kommen werde, obgleich andere, die mehr jovialisch und saturninisch sind, sagen: »Nur mehr Quixoterien her; Don Quixote handle und Sancho schwatze, es sei, was es sei, und wir wollen damit zufrieden sein.« Was gibt es da noch anderes, als wieder auszuziehen und neue Abenteuer an die bereits erlebten zu reihen?

Dieser zweite Teil tritt also als Parodie seiner selbst auf. Cervantes präsentiert einen neuen fiktiven Erzähler in Gestalt des Mauren Cide Hamete Benengeli als Reaktion auf die unrechtmäßig erschienene Fortsetzung. Wurde im ersten Teil das bäuerliche Leben und Treiben in der Heimatregion Don Quixotes in den Vordergrund gestellt, bringt der folgende ausgedehntere Wanderungen durch Spanien und einen vielfältigeren Blick auf seine Gesellschaft bis zu den höchsten Adelskreisen. Höhepunkt des bunten Reigens ist eine fingierte Himmelfahrt für Sancho und seinen Herrn, die gefolgt wird von der Statthalterschaft des treuen Knappen auf der versprochenen Insel, die Barataria heißt und gar keine Insel ist, sondern die Erfindung eines echten Herzogs, der sich mit Don Quixote und Sancho Pansa einen Spaß erlaubt. Beim ersten Gerichtstag schlägt sich der Knappe Statthalter noch prächtig, aber der Streich geht so weit, dass Sancho schließlich seinen Esel um die Freiheit beneidet, die der genießt, und die Statthalterschaft zurückgibt. Hier wie auch in vielen anderen Episoden verwendet Cervantes Wandermotive, deren Kern jeweils aus ferner Vergangenheit stammt und die über die Jahrhunderte nur unwesentlich abgewandelt wurden; für dieses spezielle Motiv lässt sich der Stammbaum aus der Antike bis zu Gerhart Hauptmanns Komödie *Schluck und Jau* oder Ermanno Wolf-Ferraris Oper »Sly« weiterverfolgen: Der arme Mann erwacht – meist aus einem Rausch – und ist »König für einen Tag« (so die Oper zum Thema von Giuseppe Verdi).

Sprichwörtlich: Wer es schafft, dass sein Kampf gegen Windmühlen in aller Munde ist, hat es geschafft. Nicht finanziell natürlich, denn noch muss man keine Gebühr für ein geflügeltes Wort entrichten.

Die in die Haupthandlung eingelegten Novellen wollen das ganze Spektrum der Möglichkeiten des Erzählens bieten. Sie sind ohnehin Cervantes' Spezialität, in diesem wie in seinen anderen Werken. An eine Episode kann ich mich besonders lebhaft erinnern, beschäftigte sie mich doch als jugendlichen Leser nachhaltig. Es geht um eine Liebesgeschichte, in deren Verlauf der verschmähte Liebhaber sich mit maximaler Theatralik vor versammeltem Publikum, Familie, Geliebter, Zuschauern, einen Dolch in den Leib rammt, um seinem sinnlos gewordenen Leben ein Ende zu setzen. Die bis dahin kühle Angebetete, gerade auf dem Weg zum Altar mit einem anderen, tut nun voller Trauer kund, dass der frisch Verblichene ihr heimlicher Schwarm gewesen sei, ihr aber der Mut gefehlt habe, sich zu offenbaren. Kaum ist dies Wort gesprochen, rührt sich der Totgeglaubte, zieht den Dolch aus dem Leib, erklärt sich für geheilt und erringt zum Lohn die Spröde. Wie war das möglich? Es war kein Theaterdolch, sondern – der Einfall lässt Agatha Christie vor Neid blass werden – die scharfe Waffe wurde in eine zuvor operativ dem Körper eingefügte Metallscheide gestoßen, aus der im kritischen Moment auch etwas Hühnerblut floss für die realistische Steigerung des Effekts. So sehr meine kindliche Phantasie von dieser Geschichte entflammt wurde, so öde, abgeschmackt finde ich heute die Konstruktion. Warum? Fraglich bleibt ungeachtet des wirklich dramatischen Moments die charakterliche Disposition der Akteure. Funktioniert Liebe so? Ich glaube zu wissen: nein, nein und nochmal nein. Aber das bleibt: Für jedes Alter, jedes Temperament enthält dieses große Buch das Passende.

Der Grundton des zweiten Teils ist getragener als zuvor, geradezu bittersüß. Und in diesem Ton endet die ganze Geschichte um den lebensklugen verblendeten Don Quixote, der seinem Meister in Gestalt des ›Ritters vom silbernen Mond‹ in Barcelona begegnet, der ihn besiegt und zwingt, nach Hause zurückzukehren. Dieser Mondritter ist kein anderer als einer seiner besorgten Freunde aus dem Heimatdorf, der Bakkalaureus, ein gewitzter junger Mann. Aber in Wahrheit tötet so viel kluge Fürsorge den Ritter von der traurigen Gestalt. Kaum zurück in La Mancha, legt er sich zum Sterben nieder, macht

sein Testament und tut im Kreise seiner wenigen Getreuen den letzten Atemzug. Cervantes erlebte noch die Veröffentlichung des zweiten Teils und starb selbst im folgenden Jahr.

Pure Lust am Erzählen ist die Triebfeder des tausendseitigen Romanwerks. Gespannt wird die Feder durch den Kampf des Miguel de Cervantes gegen schlechte Literatur. Sicher wurde da eine Menge Schund auf den Markt geworfen, aber vergessen wir nicht, dass auch Cervantes selbst einen dieser geschmähten Ritterromane veröffentlichte, *Die Mühen und Leiden des Persiles und der Sigismunda* betitelt. Er wäre aber nicht der, den wir bewundern, wenn Cervantes nicht in die verworrene Geschichte des tapferen Ritters einige Schmuggelware eingeschleust hätte in Form querdenkerischer Ideen. Nicht einmal eine veritable Utopie fehlt, als deren Clou Cervantes vorschlägt, die Könige vom Volk wählen zu lassen. Das hätte Philipp von Spanien – mittlerweile saß der dritte des Namens auf dem Thron – sicher nicht gefallen, wäre er beim Lesen nicht vorher schon eingeschlafen. Auch einen Schäferroman, ebenfalls so eine abgelebte Literaturgattung, hat er verfasst, *Die Galatea*. Sicher also ist die Hingabe an den Quixote-Stoff und sein Erfolg nicht allein mit der satirischen Stoßrichtung zu erklären. Das Buch enthält nur nebenbei aufklärerische oder antiklerikale Tendenzen, schon gar keine politische Botschaft. Die Grundidee ist vielmehr ideal menschlich: Don Quixote ist der gute Mann, der unter einer selektiven Sehschwäche leidet und sich dadurch ständig in unmögliche Situationen bringt, die ihn gleichzeitig stets als verstandesscharfen, von tiefer Humanität durchdrungenen Geistesmenschen zeigen. An diesem Charakter, der vollkommen quer zum täglichen Leben steht, arbeiten sich Heerscharen von Nebenfiguren ab, ohne ihn biegen zu können. Im Gegenteil, wer Don Quixote auf seinen Irrfahrten begegnet ist, selbst wenn er dabei ein klein wenig verprügelt wurde, hat einen Zipfel vom Glück erhascht.

Der Idiot

Und wieder eine Szene, die man sich nicht ausdenken kann. In seinem pathetisch hohen Ton, der ihm zahllose Leser und die Bewunderung einer Epoche eingetragen hat, beschrieb Stefan Zweig als eine der *Sternstunden der Menschheit* mit dem Titel *Heroischer Augenblick* diese Begebenheit – in gebundener Sprache, als Gedicht, um den unwirklichen Aspekt des Ereignisses zu betonen. Der junge Fjodor Michailowitsch Dostojewskij soll hingerichtet werden, da er sich in eine Verschwörung

gegen den Zaren verstrickt hat. Schon wurde ihm die Binde um die Augen gelegt, schon ist das Erschießungspeloton angetreten. Da, im letzten Moment, kommt der Ukas des russischen Selbstherrschers mit der Begnadigung – zur Deportation nach Sibirien. Dostojewskij ist zu diesem Zeitpunkt sechsundzwanzig Jahre alt.

Es gibt den Dichter,
der alles erlebt hat.

Das deprimiert
den Rest, denn die
meisten haben nichts

erlebt. Aber zum

Trost: Erlebnis ist
noch keine Garantie

für Ergebnis,

nur eine gute

Voraussetzung.

Im Zug nach St. Petersburg sitzt dritter Klasse ein junger Mann, blond mit blauen Augen und kindlichem Gemüt, von schwächlichem Wesen. Er kommt von einer jahrelangen erfolglosen Kur seines Anfallsleidens aus der Schweiz zurück, hat kein Geld und ist ebenfalls sechsundzwanzig Jahre alt. Es ist Lew Nikolajewitsch Myschkin, der *Idiot*. Schon im Abteil trifft er auf den reichen Kaufmannssohn Rogoschin – eine dämonische

Gestalt, schwarz und gedrungen –, der sein Gegenspieler und Leidensgefährte bis zum Schluss sein wird; auf Anhieb verstehen sie sich in ihrer Gegensätzlichkeit. Die Offenheit Myschkins ist entwaffnend, bei erster Gelegenheit erklärt er Rogoschin, dass er aufgrund seiner Erkrankung impotent sei, worauf dieser entgegnet: »Dann bist Du ein richtiger lustiger Narr, und solche wie Dich hat Gott der Herr lieb.« Myschkin und Rogoschin sind Zerrissene und Gezeichnete, ebenso wie Nastja, um deren Liebe sie zu Rivalen, aber im Schiffbruch ihrer Hoffnungen genauso zu Schicksalsgenossen werden. Was sind Gezeichnete?

Sie tragen das Stigma, das sie von den anderen unterscheidet, das Mal: der Krankheit, der Bedingtheit, des Wahns. Und Zerrissene? In diesen Menschen liegen Verstand und Gefühl im ewigen Kampf miteinander und verhindern, dass sie sich klar für einen Lebensweg entscheiden können. Mal ist der eine obenauf, mal das andere. Daraus ergibt sich eine nicht leicht nachvollziehbare Sprunghaftigkeit in Denken und Handeln, die Dostojewskij bis in feinste Regungen nachbildet und dem Leser spürbar macht. Diese Menschen, jeder auf seine Art, erscheinen den anderen, den ›Normalen‹, entweder als Narren oder als Besessene. Sie sind aber Suchende. Sie suchen: sich selbst. Das wird von Dostojewskij in jedem seiner Romane neu als das Abenteuer des Lebens geschildert, auf faszinierend verschiedene Weise. Seine Werke sind weder modern noch altmodisch, sondern zeitlos, da sie nur ein Thema kennen, den Menschen und seine Schwäche.

Kriminelle Handlungen sind die Katalysatoren im Leben der Gezeichneten, die Entwicklungsprozesse vorantreiben, Krisen in Gang setzen. Das Verbrechen ist das Menschliche, sagt Dostojewskij. Einen solchen Satz wagen erst wieder Schriftsteller wie Ferdinand Céline in *Reise ans Ende der Nacht* oder Jean Genet in *Notre-Dame-des-fleurs* auszusprechen, wenn sie die Wunder der Verderbtheit und der Gosse preisen. Selbst ein Mord hat da nur den Charakter eines Experiments. Da probiert einer das Schicksal an sich aus und erhofft sich davon Reinigung, Steigerung, ein geläutertes Leben. Rogoschin schildert im Eisenbahnabteil seine erste Begegnung mit Nastja, eigentlich Nastasja Filippowna Baraschkowa.⁶ Ihr Anblick trifft ihn wie ein Blitz. Sein Eindruck von ihr: »Gewissermaßen auch eine Prinzessin.« Statt seinem Vater am selben Tag wie befohlen zehntausend Rubel von der Bank zu bringen, kauft er von dem Geld beim Juwelier Brillantohrringe für

6 Leider verwirren die russischen Romane durch die Vielfalt der Namen. Zunächst die Koseformen der Vornamen: Ein Alexander/Alexej ist auch ein Sascha oder Aljoscha, eine Natalja gleichzeitig eine Natascha, Tatjana heißt auch Tanja. Dann der Vaternamen. Er steht an zweiter Stelle hinter dem Vornamen. Häufig werden die Figuren nur mit Vor- und Vaternamen bezeichnet. Der Vorname von Nastasjas Vater ist also Filipp.

vierzehntausend, lässt die fehlenden viertausend »anschreiben« und schenkt sie am Abend Nastasja. Der erste Schritt auf der Leiter des Verbrechens, und diese Leiter wird im Fortschreiten des Romans bis zur höchsten Sprosse erklommen werden.

Der erste Weg in St. Petersburg führt Myschkin ins Haus des Generals Jepantschin. Dessen Frau ist eine Prinzessin Myschkina und damit seine einzige Verwandte. Er kann den Titel eines Fürsten beanspruchen, ohne dadurch über irgendwelche materiellen Güter zu verfügen. Sein Geschlecht und dessen weltlicher Glanz sind in ihm erloschen. Jepantschins Haus steht beispielhaft für die Welt der Normalen; Langeweile, Zweckdenken und Intriganz sind ihre Tugenden und belohnt werden sie mit dem Aufstieg auf einer anderen Leiter, der des gesellschaftlichen Erfolges. Normal in unserem Verständnis sind sie dabei beileibe nicht; alle Schattierungen der Abstumpfung vom karrierebesessenen General über seine berechnende Frau bis zu den mehr oder weniger herzensguten oder simplen Töchtern sind vorhanden. Die Figuren der Petersburger Gesellschaft handeln aus einer urwüchsigen Verkommenheit heraus, die als historisches Erbe angesehen wird und von daher ihre Berechtigung erhält. Hier bezeichnet man Fürst Myschkin zum ersten Mal als Idiot; er ist frei von diesem Erbe, aber seine Einfachheit gilt ihnen als Einfalt. »Idiot« ist indes eigentlich kein Schimpfwort, sondern bezeichnet seiner Herkunft aus dem Griechischen nach einen Privatmann (*idiótes*), der sich nicht um Staatsgeschäfte kümmert, sondern um die enge Umgebung seines eigenen Lebensbereiches. Den Jepantschins bleibt die erstaunliche Andersartigkeit Myschkins nicht völlig verborgen; wenn der Schreck der ersten Begegnung verflogen ist, versuchen sie ihn schon bald für ihre Zwecke einzuspannen. Später dann beginnen sie sogar zu akzeptieren, dass ihre jüngste Tochter Aglaja, ein Mädchen von lebhaftem und äußerst anziehendem Wesen, für eine Heirat mit ihm in Frage kommt.

Bei den Jepantschins fällt wieder der Name Nastasjas; der Fürst bekommt eine Photographie dieser jugendlich bezaubernden Schönheit in die Hand. Ihr Vater ist lange tot. Beim reichen Gutsbesitzer Tozkij

ist sie aufgewachsen, der sie als Gegenleistung für den Aufwand ihrer Erziehung missbraucht und zu seiner Mätresse gemacht hat. Sie selbst wird später öffentlich mit diesen neuneinhalb Jahren der Erniedrigung abrechnen. Nun will sich Tozkij, er ist bereits in fortgeschrittenem Alter, neu verheiraten und Nastja loswerden. Eben hat er für sie gemeinsam mit Jepantschin, dessen Schwiegersohn er zu werden gedenkt, eine Zweckheirat mit dessen ehrgeizigem Sekretär Gawwila Iwolgin ins Auge gefasst.

Zu diesem Iwolgin kommt der Fürst als Untermieter und schon auf der Gesellschaft des ersten Abends bringt er dessen Verlobung mit Nastja auseinander. Es zeigt sich überdeutlich, dass Myschkin von ihr hingerissen ist und noch in derselben Stunde, nachdem er erfahren hat, dass er durch ein Millionenerbe instand gesetzt ist, ihr ein glänzendes Leben zu bieten, macht er ihr selbst einen Antrag. Nastja hat bereits akzeptiert, als Rogoschin in die Gesellschaft platzt, hunderttausend Rubel auf den Tisch wirft und damit seinen Anspruch auf Nastja erklärt. *»Was ich will, das tue ich!«*, ist ihre Antwort, als sie mit Rogoschin auf und davon geht und die verdutzte Gesellschaft zurücklässt. Damit endet der erste Tag des Idioten im Leben und der erste Teil des Buches.

Das ist nicht der feine Gesellschafts- oder Liebesroman englischer oder französischer Prägung. Die Handlung ist jäh und voller gewaltvoller Wendungen, die Charaktere werden in Dostojewskijs Labor seziiert, mikroskopiert und wie Werkstücke extremen Belastungsproben ausgesetzt; entweder sie werden verworfen oder gehen geläutert daraus hervor. Wir müssen auf alles gefasst sein, keine Ungeheuerlichkeit bleibt uns erspart. Um so heroischer stehen die drei Helden Myschkin, Rogoschin und Nastasja da, desto mehr heben sie sich von den gewöhnlichen, flachen Menschen ihrer Umgebung ab. Nur in Zwischentexten tritt Dostojewskij als allwissender Erzähler auf. Die eigentliche Handlung entwickelt sich in direkter Konfrontation der Figuren und im Dialog zwischen ihnen, der in kunstvoller Weise auch alles Wissenswerte aus der Vorgeschichte zur Kenntnis von uns Lesern bringt.

Myschkin schildert beim Warten auf seine erste Audienz beim General Jepantschin, wie er in Frankreich einer Hinrichtung durch die Guillotine zugesehen habe. Der Kammerdiener des Generals preist das Fallbeil als Instrument der Menschlichkeit, Myschkin aber malt den Augenblick der Vollstreckung als unerträglich aus: *»Wer hat gesagt, die menschliche Natur könne dergleichen ertragen, ohne wahnsinnig zu werden? Warum diese Verhöhnung, die so abscheulich und so überflüssig ist? Vielleicht gibt es auf der Welt einen Menschen, dem man erst sein Urteil verlesen, ihn dann für eine Zeitlang seiner Qual überlassen und ihm zuletzt gesagt hat: Geh, mein Lieber, du bist begnadigt. Solch ein Mensch könnte wohl manches erzählen. Von dieser Qual und von diesem Entsetzen hat auch Christus gesprochen. Nein, mit einem Menschen darf man nicht so umgehen!«* Wenig später wird Myschkin dieselbe Geschichte vor den Damen des Hauses wiederholen. Allen ist die Faszination des Grauens anzumerken. Wir beide wissen ja schon, dass Dostojewskij aus eigener Erfahrung spricht. Die makabre Hinrichtungsszene ist der Wendepunkt seines Lebens. Die Strafumwandlung in Verbannung nimmt er als Chance eines Neubeginns an. Mit seinem vorherigen Literatenleben bricht er, bleibt lange Zeit in Sibirien. Dort verpuppt er sich und schlüpft Jahre später als glänzender schriftstellerischer Schmetterling, mit neuem Stil, neuem Thema. Das Porträt zeigt ihn von den Entbehrungen und der Krankheit gezeichnet mit eingefallenen Wangen. Aber das langwallende Haar umrahmt ein Gesicht mit milden Zügen und einem Blick, der durch die Dinge hindurchzugehen scheint: Schwärmer und Dulder in einem. Über seine Straflagerzeit schreibt er den erschütternden Bericht *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*. Darin schildert er, nur leicht verschlüsselt, seine persönlichen Erlebnisse in der Haft sowie Schicksale von Mithäftlingen, Gebrochener und Verzweifelter, die die Prüfung durch die Torturen nicht bestehen. Er selbst geht innerlich gestärkt daraus hervor, und nicht zufällig verweist Myschkin, wenn er von dem qualvoll Begnadigten erzählt, auf Jesus von Nazareth, den Christus. In dessen Nachfolge steht der Idiot, sein Beispiel hat auch Dostojewskij die Kraft zum Weiterleben gegeben.

So dramatisch die Ereignisse im ersten Teil des *Idioten* sich an einem

einzigem Tag überschlugen, so verhalten entwickeln sie sich weiter. Monate vergehen, in denen die Krankheit Myschkins wieder ausbricht. Es ist Epilepsie, die heilige Krankheit, an der Julius Caesar und Napoleon und – Dostojewskij selbst litten. Am Ende wird sie Myschkin in geistige Umnachtung versetzen. Zunächst aber haben er und Rogoschin die Aufgabe, sich gegenseitig über den Verlust Nastasjas zu trösten. Beide hat sie an der Nase herumgeführt und ist inzwischen mit einem dritten zusammen, man munkelt: bereits verheiratet. Von Rogoschin führt der Weg den Fürsten in die Gesellschaft von Intriganten, die ihm seine Erbschaft wegnehmen wollen. Die Reaktion Myschkins ist so entwaffnend, seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit so gewinnend, dass er die Heuchler beschämt zurücklässt. Die Verbindung mit Aglaja nimmt immer konkretere Züge an. Myschkin, der wie Jesus die Kinder liebt, schafft sich immer mehr anhängliche Freunde in seiner Umgebung, einige verehren ihn regelrecht um seiner reinen Anschauungen willen.

Der dritte Teil beginnt mit dem dramatischen Auftritt Nastasja Filippownas; als böser Engel ihrer Liebhaber lässt sie den harmlosen Radomskij ruiniert zurück. »Sie ist irrsinnig«, murmelt der Idiot als Resümee ihrer Eskapaden. Wie die Grundstimmung des Romans exalziert zwischen Wahnsinn und Stumpfsinn oszilliert, kann auch die Grenzerfahrung des Fürsten mit seiner Angebeteten nur die Form einer Paradoxie annehmen. Dabei ist Dostojewskij ein großer Humorist. Manche kleine Anekdote gerät ihm zum komischen Meisterwerk, stets jedoch an der Grenze zur Tragikomik. Das befreite Lachen mag sich nicht einstellen. Eine will ich hier einfügen, um ein Gespür für die Art dieses Humors zu vermitteln. Dem Vater von Gawrila, dem alten General Iwogin, ist die Lüge zur gewohnten Lebensäußerung, zur zweiten Haut geworden. Um sich wichtig zu machen, erzählt er der versammelten Gesellschaft die ›dümme Geschichte‹, die ihm je passiert sei. In einem Eisenbahnabteil – schon wieder die schicksalhafte Eisenbahn – sitzt er und raucht zum Missfallen der zwei weiblichen Mitreisenden und ihres kleinen Hundes. »Die Damen scheinen sich zu ärgern, natürlich über die Zigarre. Die eine sieht mich durch ihre Schild-

pattlorgnette an. Ich verhalte mich wieder ganz still: sie sagen ja auch kein Wort. Hätten sie wenigstens etwas gesagt, gewarnt, gebeten – wozu hat der Mensch die Sprache! So aber schweigen sie. Und plötzlich, ohne jede vorhergehende Äußerung, auch nicht die geringste, mit einemmal, als hätte sie den Verstand verloren, reißt die hellblaue Dame mir die Zigarre aus der Hand und wirft sie zum Fenster hinaus. Der Zug saust weiter, ich sehe sie ganz blöde an. Ein wildes Weib, ganz wild; übrigens von beträchtlicher Körperfülle, hochgewachsen, blond, rotwangig – sogar zu sehr –, mit blitzenden Augen. Ohne ein Wort zu sagen, mit unglaublicher Zuverlässigkeit, mit größter Höflichkeit, mit ausgesuchtester Zartheit, nähert sie zwei Finger dem Bologneserhündchen, fasse es sänftiglich am Genick und werfe es zum Fenster hinaus, der Zigarre nach! Es konnte nur aufquietschen! Und der Zug sauste weiter.» Die Besitzerin gibt Iwogin daraufhin eine Ohrfeige, er schlägt zurück – soweit die Geschichte. Das böse Ende kommt allerdings erst noch, als die anwesende Nastasja Filippowna beiläufig einwirft: *»Vor fünf oder sechs Tagen las ich in der ›Indépendance‹ – ich lese das Blatt beständig – genau die gleiche Geschichte! Sie hat sich auf einer der Eisenbahnlinien im Rheinland abgespielt, zwischen einem Franzosen und einer Engländerin ... Sogar ein hellblaues Kleid hatte die Dame an!«* Iwogin steht beschämt, und Nastja schüttelt sich vor Heiterkeit über diese Decouvrierung. Dem Leser bleibt wie so oft das Lachen im Halse stecken.

Stellvertretend für den Zustand der jungen russischen Intellektuellen ist die Figur des von der Schwindsucht gezeichneten Ippolit Terentjew. Der Fürst nimmt den Todkranken auf, der einer Schar politisch Gleichgesinnter sein literarisches Vermächtnis mit dem Titel *»Nach mir die Sintflut«* vorträgt. Er erntet Unverständnis für seinen visionären Nihilismus, greift zur Pistole, um sich zu erschießen – die versagt. Die Ohnmacht einer Generation erfasst sogar banale technische Abläufe.

Der letzte Teil des Romans beginnt mit der Mitteilung, dass Myschkin Aglaja heiraten wird. Nastasja, die sich vor ihm erniedrigt hat, ist mit Rogoschin einstweilen aus seinem Leben verschwunden. In einer großen, man möchte sagen: echt russischen Szene mit viel Weinen und Lachen, eingeleitet durch das Geschenk eines Igels von Aglaja an Lew, zwingt sie ihn zur Erklärung, dass er um ihre Hand anhält – was

ihre Eltern entsetzt. Auf der folgenden Abendgesellschaft soll die Verlobung bekanntgegeben werden, aber ein epileptischer Anfall setzt Myschkins großartiger Suada gegen den Katholizismus und alle unechte Religiosität sowie der ganzen Feier ein Ende. Eine zertrümmerte chinesische Vase bleibt zurück.

Nastasja meldet sich mit einem Brief bei der Braut. Auch Aglaja zeigt sich als Charakter von kühner Zerrissenheit. In einer Duellsituation fordert sie Nastasja heraus, mit ihr um die Liebe Myschkins zu kämpfen; Rogoschin und der überforderte Fürst sekundieren. Nastasja triumphiert; ihr wahnhafter Wille vertreibt die unglückliche Aglaja und Lew Myschkin bleibt bei ihr. Nun also soll endgültig geheiratet werden. Alle Personen treiben in höchster Verzweiflung dem Ereignis entgegen, die Braut ist geschmückt, verlässt das Haus auf dem Weg zur Kirche. »*Rette mich! Bring mich weg! Wohin du willst, sofort!*«, ruft Nastasja dem an der Treppe lauenden Rogoschin zu. Der ergreift die Irre und verschwindet mit ihr.

Am nächsten Tag folgt Myschkin dem Paar nach Petersburg in Rogoschins Haus. Dort ist alles still; niemand weiß etwas. Schon ist der Fürst wieder gegangen, da holt ihn Rogoschin zurück. Gemeinsam schleichen sie ins Haus, ins Schlafzimmer. Dort liegt die tote Nastasja, von Rogoschin mit demselben Messer ermordet, das er früher schon gegen Myschkin erhoben hatte. Die beiden Rivalen betten sich auf ein Sofa, halten Totenwache, führen Gespräche ...

Rogoschin erkrankt gefährlich, gesundet, kommt vor Gericht, erhält fünfzehn Jahre Sibirien. Lew Myschkin erlangt nie wieder klaren Verstand und wird in die Schweiz zurückgebracht, wo er dahindämmert. Ein halbes Jahr hat sein *L e b e n* gedauert, eine literarische Ewigkeit, jetzt ist er wirklich »ein Idiot«.

Wir wollen, dass das Unerwartete passiert. Nicht das Unlogische oder Widersinnige, sondern das, was wir jemandem oder einer Situation nicht zugetraut hätten. Hier lauert es bei jedem Umblättern.

Die Fülle der Themen, die Reichhaltigkeit der Charaktere machen dieses mit achthundert Seiten nicht zu lange Buch unvergleichlich. Die Umschwünge des Handlungsverlaufs sind so schroff wie die Temperamentsausbrüche, die für die ›Zerrissenen‹ so typisch sind. Extremes Vorwärtstreiben der Geschehnisse wechselt mit großen Szenen, in denen die Zeit stillzustehen scheint. Das ist sehr opernhaft gemacht, mit einem musikalischen Empfinden für die Unwirklichkeit von erlebter Zeit und wie auf der Bühne gestalteter Szene. Den drei Hauptfiguren assistiert ein vielstimmiger Chor von Nebenfiguren, die nicht nur Stichwörter geben, sondern ein erfülltes Eigenleben haben. Während der Autor als unbewegter Beweger dieses kleinen Welttheaters die Fäden in der Hand hält, löst Fürst Myschkin als sein Stellvertreter im Werk alle Ereignisse aus – so gibt sich das Mysterienspiel vom Idioten schließlich als gnostische Ketzerei zu erkennen, als Evangelium einer neuen Welt-erlösungsreligion ...⁷

Moby Dick oder Der Wal

Ein Wal enthält eine Welt von guten Sachen. Er ist wie ein Gemischtwarenladen. Er gibt Essbares – besonders die Zunge ist eine Delikatesse –, Öl für Lampen und das Spermaceti zu Heilzwecken sowie Margarine, aus seinen Zähnen kann man Schnitzereien herstellen oder, wenn er Barten hat, Schirme, Korsetts und ähnliches daraus verfertigen. Das Magengeschwür des Pottwals wird als Ambra zu Parfums veredelt und mit Gold aufgewogen und auch alle anderen Teile kann man gut gebrauchen. Buchstäblich nichts bleibt übrig, wenn ein Wal verarbeitet wird. Ihn zu jagen ist eine mythische Handlung

7 Mehr dazu im Kapitel 5 über den Ursprung der Gnosis und in Kapitel 8 über Dostojewskij als Gnostiker. Zum Wesen der Gnosis gehört allemal das Verbrechen, das ja in fast allen Religionen seinen Platz hat. Nicht nur Abraham opfert Isaak, auch Gottvater seinen eigenen Sohn ...

und jahrtausendealtes Gewerbe. *Und Gott schuf große Walfische*, heißt es schon unnachahmlich verkehrt in der *Genesis*.

So nennt mich denn Ismael oder, noch kürzer: *Call me Ishmael*. Einer der berühmten ersten Sätze der Weltliteratur. Dieser Ismael bleibt allerdings blass, er bekommt kaum Kontur. Weder erfährt man, woher er kommt, noch etwas von Eltern und Abstammung. Landschullehrer war er – wie Melville – und von New York aus schon mit Handelsschiffen um die Welt gesehelt – wie sein Autor –, als er jetzt beim Walfang anheuern will. Er besitzt lediglich die Augen, durch die der Leser auf den nächsten siebenhundert Seiten die Welt sehen wird. Und dieses Versprechen kann man wörtlich nehmen. *Moby Dick* ist ein Welt-Roman. Alles beginnt auf der Walfängerinsel Nantucket vor der Küste von Massachusetts. Alles verdankt sich hier dem Walfang, alles dankt dem Wal und verneigt sich vor der Größe dieses Tieres. Aber schon auf den ersten Seiten erfreuen Abschweifungen uns Leser, die den Blick öffnen und zusammen ein Panorama der Sieben Weltmeere bilden werden. Ismael ist einfacher Matrose und hat für alle Matrosen dieser Welt eine tröstende Maxime parat: *Ich gehe als Matrose auf See wegen der gesunden Tätigkeit und der reinen Luft auf dem Vorschiff. Da in dieser Welt die Gegenwinde weit häufiger sind als die von achtern – vorausgesetzt, daß man den pythagoreischen Lehrsatz beachtet –, so erhält der Kommodore auf dem Achterschiff seine Luft meistens aus zweiter Hand von den Matrosen auf dem Vorderschiff. Er glaubt sie als erster zu atmen, aber dem ist nicht so.*

Bevor es so weit ist, muss Ismael noch in New Bedford, dem Städtchen auf dem Festland Nantucket gegenüber, Station machen im Gasthaus »Zum blasenden Wal«. Eigentlich ist kein Zimmer mehr frei, so soll er sich das Bett mit einem Harpunier teilen, der erst verspätet das Nachtlager erreicht. Was Ismael im Schein einer blakenden Kerze zu sehen bekommt, gehört zu den unvergesslichen Momenten des Lesens. Der kannibalisch veranlagte Südsee-Insulaner Queequeg führt dem unter der Bettdecke verborgenen befremdliche Rituale, vor allem aber einen über und über tätowierten Körper vor sowie eine Streitaxt, die er alsbald zum – Rauchen benutzt. *»Ich liege nicht gerne mit jemandem zusammen, der im Bett raucht. Das ist gefährlich und ich bin nicht ver-*

sichert«, erklärt Ismael, als er sich von seinem Schreck erholt hat und bevor die zwei einträchtig den Schlaf der Gerechten schlafen. Die Begegnung mit Queequeg, der stets seinen eigenen Sarg mit sich führt – der am Ende lebensrettend sein wird –, ist der Beginn einer väterlichen Freundschaft des wilden Harpuniers zu dem in der rauhen Gesellschaft der Walfänger fremden Ismael.

Als Einstimmung ins Thema nimmt uns der Erzähler mit auf einen Spaziergang durch New Bedford, die Walfängerstadt. Alles wird hier vom Wal bestimmt, auch in der Kirche, die voller merkwürdiger Erinnerungen an den Walfang ist. Vater Mapple entert die Kanzel wie der Lotse das Schiff, um seiner Gemeinde zu predigen. Natürlich steht Jonas im Mittelpunkt der erbaulichen Ansprache, der von einem großen Fisch verschluckt und wieder ausgespien wurde.

Endlich auf Nantucket angekommen, wählen Ismael und Queequeg sich ein Schiff aus für drei Jahre Walfangfahrt. Drei Schiffe liegen auslaufbereit; beraten von Queequegs Götzenbild Jodscho heuern die beiden auf der »Pequod« an. Die Beschreibung des Schiffes – seine drei Masten stehen *steif aufrecht wie die Heiligen Drei Könige in Köln. Seine uralten Decks waren abgewetzt und zerfurcht wie der von Pilgern verehrte Stein in der Kathedrale von Canterbury, wo Becket verblutete ...*, sowie die Szene der Anheuerung und Eintragung in die Schiffsrolle – Queequeg unterschreibt mit einem Walpiktogramm – bilden ein Juwel der Dichtkunst. Das Examen Ismaels durch die alten Kapitäne und Quäker Bildad und Peleg, Miteigentümer des Schiffes, zeigt Melvilles Meisterschaft, unbändig komisch zu sein, ohne mit einer Wimper zu zucken dabei: der kaltblütigste Humorist, den ich kenne.

Obwohl die Heuerzeremonie einschließlich der obligaten Frage: »*Welche Lay will er?*« (und der grandiose Harpunenvirtuose Queequeg erhält die neunzigste Lay!) – was für Binnenländer übersetzt bedeutet, dass jedes Besatzungsmitglied einen Anteil am Erlös des Fangs bekommt, der als Bruchteil des Ganzen ausgedrückt wird – an Bord der »Pequod« stattfindet, bleibt der für die Fahrt verantwortliche Kapitän einstweilen verborgen. Ismael möchte ihn gerne kennenlernen, erhält aber von Peleg den Bescheid, der sei »*anders als*

gewöhnliche Leute, er war auf der Universität und bei den Menschenfressern, ist an Wunder gewöhnt, die tiefer sind als die Meereswogen, und hat seine gewaltige Lanze auf mächtigere, seltenere Feinde verschleudert, als es Wale sind. Seine Lanze! Ja, die schärfste und sicherste unserer ganzen Insel! Oh, das ist kein Kapitän Bildad und auch kein Kapitän Peleg. Das ist A h a b, mein Junge, und Ahab, das weißt du doch, war in alten Zeiten ein gekrönter König!«
»Und zwar ein ganz niederträchtiger! Als dieser gottlose König erschlagen wurde, haben da nicht die Hunde sein Blut aufgeleckt?« Zwei Dinge sind jetzt schon deutlich: Dieser Roman wird von Seefahrt handeln und die Sprache der Seefahrt, die ganz eigene Vokabeln kennt, sprechen; und dieser Roman wird von den letzten Dingen handeln und auch deren Sprache sprechen, zum Beispiel die des Alten Testaments, als in Israel Könige regierten. Dazu passt, dass vor der Abfahrt noch der allfällige Prophet namens Elias auftritt und in übler Weise unkt. Die Abschiedspredigt hält indes Kapitän Bildad, ehe er als Lotse von Bord geht: »Vorsichtig beim Fang, ihr Maate, und ruiniert die Boote nicht unnütz, ihr Harpuniere. Gutes weißes Zedernholz ist um drei Prozent gestiegen letztes Jahr, und vergeßt nicht zu beten. Mister Starbuck, achtet darauf, daß der Küfer keine Ersatzdauben verschwendet. Ja, und die Segelnadeln liegen in dem grünen Spind. Jagt nicht zu oft am Tag des Herrn, Männer, aber laßt euch keine gute Gelegenheit entgehen, das hieße ein Geschenk des Himmels verschmähen. Achtet etwas auf das Melassefäßchen, Mister Stubb, es war ein bißchen leck, wie mir schien. Wenn ihr eine Insel anlauft, dann hütet euch vor Unzucht, Mister Flask. Lebt wohl, lebt wohl!«

Das Personal ist weitestgehend vorgestellt, nun kann es losgehen. Aber erst in Kapitel 28 erscheint Ahab. Seine hohe breite Gestalt schien ganz aus Bronze und wie Cellinis Perseus in eine unwandelbare Form gegossen zu sein. Aus seinem grauen Haar hervor über eine Seite seines braungebrannten Gesichtes und Halses zog sich gerade herunter, bis sie in seiner Kleidung verschwand, eine dünne, gertengleiche Narbe von bläulichweißer Färbung. Sie glich jener senkrechten Spur, die bisweilen in den aufrechten Stamm eines großen Baumes eingezeichnet ist, wenn der Blitz, ehe er in die Erde schlägt, an ihm herunterfährt, ohne einen einzigen Zweig zu knicken, die Rinde vom Wipfel bis zum Boden abschürft und den Baum so noch lebendgrün brandmarkt. Sein linkes Bein ist

durch ein kunstvoll gedrechseltes Stück Pottwalkiefer ersetzt, wozu der zweite Harpunier, der Indianer Taschtego, bemerkt: »Ja, an der japanischen Küste ist er entmastet worden, aber wie sein entmastetes Schiff hat auch er sich einen neuen Mast aufgesetzt, ohne dafür erst nach Hause zu fahren. Einen ganzen Köcher voll hat er davon.« Auch das wäre geklärt.

Bevor noch der erste Wal in Sicht ist, kommt es zum Schwure. In einer Walpurgisnachtszene erklärt Ahab den Männern, dass sein einziges Interesse der Weiße Wal ist, ein Albino-Pottwal,

Aus dem
Walfangbericht
spricht der
Respekt vor der
Kreatur. Beim
Whalewatching
hoffentlich
genauso.

der ihm einst sein Bein zerschmetterte. Eine Gold-dublonne für den Mann im Krähenest, der ihn als erster sieht! Die Harpuniere kennen ihn schon, sein Steckbrief: gefurchte Stirn und schiefes Maul, drei Löcher in der Steuerbordschwanzfinne und Harpunen in der Seite, die wie Korkenzieher verdreht sind. »Moby Dick!«, schreit Ahab. Starbuck, der erste Offizier, getraut sich einzuwenden, dass der Tran des weißen Wals nicht mehr einbringe als anderer und die Männer sich für Ahabs Rache nichts kaufen könnten. Über diesen Einwand setzt der wilde Ka-

pitän sich hinweg, indem er die ganze Mannschaft in einem Schwur vereint, über gekreuzten Harpunen und mit Rum begossen: »Tod für Moby Dick!«

Nach den Erschütterungen dieser Szene werden die Hauptdarsteller im inneren Monolog vorgeführt; Starbuck hin und her gerissen zwischen Verantwortung und Gehorsam bei der Erkenntnis, dass der Kapitän wahnsinnig ist; Ahab besessen von seiner Rache; Stubb und die übrigen schicksalergeben und abenteuerlustig: insgesamt Basis für das Theaterstück, das der unvermeidliche und unvergleichliche Orson Welles eines Tages aus diesem Roman machen wird – die Verfilmung mit Gregory Peck stammt von John Huston.

Die eigentliche Jagd erfolgt von Booten aus, die das Walfangschiff zu Wasser lässt, sobald Beute in Sicht kommt. Diese Boote werden von den Offizieren kommandiert, die Mannschaft rudert es an das Opfer heran, der Harpunier wirft die Lanze ... Dramatisch und drastisch

sind die Einzelheiten. Schon bei der ersten Jagd allerdings gibt es eine Überraschung: Zu den drei von Starbuck, Stubb und Flask befehligten Booten gesellt sich ein von Ahab gelenktes, mit einer Besatzung, die den anderen bisher unbekannt war, lauter gelbhäutige, dem Kapitän offenbar blind ergebene Männer unter der Führung des Parsen⁸ Fedallah, der Ahab wie ein Schatten begleitet.

Zwei Dinge unterbrechen die Eintönigkeit der Walfangreise. Einmal die wissenschaftlichen Exkurse des Autors zur Geschichte des Walfangs und anderen Themen wie etwa dem, warum ›Weiß‹ für uns eine besondere Farbe ist. Man wäre nicht gleich darauf gekommen, dass einem gerade diese Frage auf den Nägeln gebrannt hätte. Aber es ist das Genie Melvilles, genau das interessant zu machen, wovon man es nicht für möglich hält. Zum anderen sind da die seltenen Schiffsbegegnungen. Ahab nutzt sie, um Erkundigungen über den Weißen Wal einzuholen, der offenbar gerade wieder die Meere unsicher macht; die Mannschaft erhofft sich Kontakt mit dem Rest der Welt. Denn für die Zeit der Reise gibt es sonst keine Möglichkeit, Verbindung mit anderen aufzunehmen. Das Schiff ist eine Welt für sich.

Ahab ist keineswegs ein vor Kraft strotzender Held, der auszieht, das Abenteuer seines Lebens zu bestehen. Das liegt schon hinter ihm. Ahab ist ein alter, übellauniger Mann, der den Respekt vor dem Leben und seinen Mitmenschen verloren und an seine Stelle den Rachegeanken gesetzt hat. Starbuck, der das erkennt, denkt an Meuterei, daran, das Kommando zu übernehmen. Aber in der Seefahrt ist Meuterei das schändlichste Verbrechen, Treue nicht nur ein Wort. Durch Sturm und Sankt-Elms-Feuer und manche Unbilden fährt die »Pequod« auf ihr letztes Abenteuer zu. Der erste Mann stirbt. Die »Pequod« begegnet der »Rachel«; sie hat den Weißen Wal getroffen – die Söhne des Kapitäns sind seitdem verschollen. Ahab verweigert die Mithilfe bei der Suche, kaltherzig hetzt er dem Wal nach. Ein letztes Verschlaufen, eine letzte Begegnung mit einem Schiff, das der Weiße

8 Das ist ein persischer Christ.

Wal demoliert hat, dann ruft Ahab höchstpersönlich aus: *»Da bläst er! Da bläst er! Ein Buckel wie ein Schneeberg! Das ist Moby Dick!«* Sogar die Golddublone verdient sich der Besessene selbst.

Drei Tage wird die Jagd auf den Wal gehen. Am ersten Tag zerschmettert das dämonische Tier ein Boot, am zweiten Tag zwei andere, und der Parse geht unter. Ahab erneuert den Schwur auf den Tod des Wals und zwingt auch Starbuck zur Gefolgschaft: *»Die ganze Sache ist unabänderlich beschlossen. Es war von dir und mir durchgeprobt, eine Billion Jahre, ehe dieser Ozean zu wogen begann. Narr! Ich bin des Schicksals Stellvertreter. Ich handle auf Befehl. Sieh zu, du Untergebener, daß du mir gehorchst.«* Aber am dritten Tag wendet sich das Blatt. Zu seinem Schrecken sieht der Kapitän die Leiche seines treuen Fedallah, in den Wald von Harpunen auf des Wales Rücken verstrickt. Ahab erkennt das Vorzeichen des eigenen Untergangs. Umso wütender attackiert er seinen Dämon. Nur noch ein Boot ist einsatzfähig, der Rest der Mannschaft schaut von der »Pequod« aus dem Kampf zu. Ahab wirft die Harpune, die daran befestigte Leine verheddert sich. *Ahab beugte sich vor, um sie klarzubekommen, es gelang ihm, aber die sausende Schlinge flog ihm um den Hals, und lautlos, wie stumme Türken ihr Opfer erdrosseln, riß es ihn aus dem Boot, und verschwunden war er, ehe die Mannschaft sich dessen versah.* Aber auch das Schiff sinkt, vom Wal gerammt, und reißt im Strudel des Untergangs alles mit.

Und einer überlebte? Ja, der aus dem Boot geschleuderte Ismael beobachtet den Untergang der »Pequod« und kann sich an dem offenbar gut kalfaterten Sarg Queequegs, der aus dem Strudel wieder auftaucht, anklammern, bis die »Rachel« auf der Suche nach den verschollenen Kindern des Kapitäns ihn auffischt.

Was macht die Qualität dieses Buches aus? Auf den ersten Blick besticht die Spannung der Handlung in ihrem denkbar einfachen Aufbau. Das Ziel, uns in dieser Spannung zu erhalten, behält der Erzähler im Auge, auch wenn er in einem Meer von Abschweifungen unterwegs ist. Jede Arabeske ist funkelnder Schmuck am Gebäude des Werks. Alle Stile beherrscht er, den epischen Grundton, die milde Belehrung des Wissenschaftlers, die biblische Strenge, shakespearesche

Dialoge – und vergisst darüber nie die humoristische Würze, die die Lektüre so kurzweilig macht. Und einen Mythos erzählt Herman Melville, der uns seit dem Erscheinen des Werkes beschäftigt, weil er so fremd und gleichzeitig vertraut klingt.

Nichts wollte ihm in seinem Leben recht gelingen. Der Konkurs des Vaters trieb Melville früh aus dem Haus und er machte die seemännischen Erfahrungen, von denen *Moby Dick*, aber auch seine anderen Seefahrtromane ihr Gerüst haben. Männer-Romane über Männer-Abenteuer. Einige Zeit desertierte er von Bord und lebte in der Südsee, was Stoff für das realistische, aber in märchenhaften Kulissen spielende *Taipei* und seine Fortsetzung *Omoa* lieferte. Das Publikum wurde aufmerksam, Melville jedoch unterlief jeden Versuch seiner Leser, ihn zu lieben, indem er mit seinem rätselhaftesten Werk *Mardi und eine Reise dahin* aus Südseeabenteuern Rausch- und Fieberphantasien machte, in denen die verführerische Yillah sich über tausend Seiten allen Anstrengungen des (liebe-)trunkenen Taji entzieht, ihrer habhaft zu werden. Die Leser wandten sich ab und Melville versuchte es mit bürgerlichem Broterwerb. In der Sesshaftigkeit einer Zollstation, wo er eine vielköpfige Familie ernährte, hielt er es jedoch nur schwer aus. Keine Anerkennung zu Lebzeiten hatte seine literarische Arbeit außer der durch den Freund Nathaniel Hawthorne, der treu zu ihm hielt. Einen ruhelos-dämonischen Zug zeigt tatsächlich sein Porträt. Das üppige dunkle Haar mit der weißen Strähne gescheitelt, darunter feurig blickende dunkle Augen und ein voller Mund: ein schöner Mann. Auch *Pierre*, ein Großstadtroman mit so etwas wie einer Liebesgeschichte, blieb ohne Beachtung, genauso wie *Ein vertrauenswürdiger Herr und seine Maskerade*, das von einem Betrüger auf einem Mississippi-Dampfer handelt. Dann getraute er sich noch, ein Epos zu liefern zu einer Zeit, als kein schlimmeres ›Kassengift‹ denkbar war. *Clarel* unternimmt eine Reise ins Heilige Land, wo sich alsbald Gegenwart und biblische Vergangenheit zu vermischen beginnen. War das zu altmodisch oder zu modern? Die Antwort liegt im Werk Melvilles selbst, denn mit *Bartleby der Schreiber* und dessen Ausspruch ›*Ich würde vorziehen, es nicht zu tun*‹ schuf er d a s Porträt des neuen Menschen, der in und mit der

Verweigerung lebt und vergeht wie ein Hauch, und gerade seine letzte Erzählung *Billy Budd, Vortoppmann* hat ein Echo in die Moderne hinein geworfen, vertonte doch Benjamin Britten die Geschichte aus der Männergesellschaft eines Kriegsschiffs und um den Matrosen »Billy Budd«, der seinen schikanösen Vorgesetzten erschlägt und demütig dafür das Todesurteil von seinem über alles verehrten Kapitän Vere entgegennimmt, zu einer ergreifenden Oper. Jeder Gedanke Melvilles zielt direkt auf uns, und nicht zuletzt sein eigenes Leben, wie er Spott und Misserfolg trug um seiner Kunst willen, lässt ihn jederzeit ganz nahe bei uns sein.



Kapitel 2



Abenteuer!

Die »Pyrenees«, deren eiserne Planken von ihrer Weizenlast tief ins Wasser gedrückt wurden, rollte träge und machte es dem Mann leicht, der aus einem kleinen Auslegerkanu an Bord kletterte. Als er die Reling in Augenhöhe hatte, sodaß er an Bord sehen konnte, schien es ihm, als sähe er einen schwachen, kaum wahrnehmbaren Nebel. Mit dem ersten Satz werden wir schon ganz in die Situation gestellt: Ein Schiff mit brennender Ladung fährt durch einen Südsee-Archipel auf der Suche nach einem Ankerplatz. Der Kapitän will Schiff und Mannschaft retten, die Ladung ist verloren: Wenn Luft an das schwelende Getreide im Laderaum kommt, gibt es ein Feuerinferno. Auf das Notsignal des Kapitäns hin kommt ein älterer, bedächtiger Mann an Bord, ein Nachfahre der »Bounty«-Meuterer und Bürgermeister auf deren Insel. Der Kapitän: »Wir haben seit mehr als vierzehn Tagen Feuer. Jeden Augenblick kann die Hölle losbrechen. Deshalb hab' ich auf Pitcairn gehalten. Ich will das Schiff hier auflaufen lassen oder anbohren, um den Rumpf zu retten.« »Da haben Sie einen Fehler gemacht, Kapitän«, sagte McCoy. »Sie hätten nach Mangareva fahren sollen. Dort ist ein prachtvoller Strand und eine Lagune, still wie ein Mühlteich.« »Aber wir sind doch nun einmal hier, nicht wahr?« sagte der Erste Steuermann. McCoy, der Bürgermeister von Pitcairn, bleibt auf dem Schiff und lotst es nach Mangareva. Durch die Ungeschicklichkeit des Kapitäns, der die Meeresströmungen und Windverhältnisse nicht kennt und daher unterschätzt, verfehlen sie die Insel und treiben mit dem Passat weiter durch den Archipel. Insel um Insel zieht an ihnen vorbei. Die Schiffs-

planken werden immer heißer, Kapitän und Mannschaft immer ungeduldiger, und kein geeigneter Ankerplatz in Sicht. Rauch umhüllt sie, Angst vor dem Ausbrechen des Brandes begleitet sie, aber McCoy widerrät jedem Versuch, das Schiff auf Grund zu setzen. Er ist die Ruhe selbst. Sie treiben. Nichts passiert.

Die Mannschaft verzweifelt zuletzt an der Rettung und meutert. McCoy sprach zu den Matrosen, und beim ersten Laut seiner taubengleichen, girrenden Stimme hielten sie inne, um zuzuhören. Er teilte ihnen seine eigene

Die Meuterei auf der Bounty

ist ganz großes
Abenteuer: der Zauber
der Südsee, ein Schurke
aus Notwendigkeit,
der Kampf um
Menschlichkeit, Rettung
und Verdammnis.

unaussprechliche Heiterkeit und Ruhe mit. Seine sanften Worte, seine einfachen Gedanken flossen in einem magischen Strom zu ihnen und besänftigten sie gegen ihren Willen. Lange vergessene Dinge fielen ihnen ein, und einige dachten an Wiegenlieder aus der Kindheit, an die Ruhe und die Zufriedenheit, wenn die Mutter sie zu Bett brachte.

Die Reise geht also weiter, das Schiff ist unmanövrierbar geworden. In der quälenden Untätigkeit unterhalten sich Kapitän und Bürgermeister über die Geschichte von Pitcairn seit der Ankunft der Männer von der »Bounty«. »Es gab Unruhen«, erzählt McCoy, »es waren schlechte Menschen. Sie stritten sich gleich um die Frauen. Einer der Meuterer, Williams, verlor seine Frau. Da nahm er einem Eingeborenen die Frau weg. Die Eingeborenen wurden dadurch alle sehr aufgebracht, und sie töteten fast alle Meuterer. Dann töteten die Meuterer, die entkommen waren, ihrerseits alle Eingeborenen. Es waren schreckliche Menschen. Nach zwei Jahren waren alle Eingeborenen und alle Weißen bis auf vier ermordet. Sie sehen, Gott hatte sein Antlitz abgewendet.« Damit endet McCoys Bericht von der Geschichte Pitcairns. Sie hört sich an wie die vom Trojanischen Krieg oder jeder anderen Auseinandersetzung, wo Mensch gegen Mensch um Besitz und Überleben kämpft.

Insel um Insel zieht vorbei und McCoy erklärt sachlich, warum keine für die »Pyrenees« geeignet ist. Tückische Riffe und gefährliche Strömungen machen die Landung unmöglich. In seiner Ver-

zweiflung brüllt der Kapitän: *»Ich lasse das Schiff treiben und immer weiter durch die Paumotu-Inseln bis nach China, aber ich will einen Platz dafür finden. Und wenn die ganze Mannschaft desertiert, ich bleibe. Ich will es den Paumotus schon zeigen. Sie sollen mich nicht zum Narren halten. Der Kasten ist gut, und ich bleibe auf ihm, solange noch eine Planke hält. Hören Sie?«* *»Und ich bleibe bei Ihnen, Kapitän«,* sagte McCoy. So geht es also weiter. Das Deck ist so heiß, dass man darauf nicht mehr still stehen kann, ohne sich die Füße zu verbrennen. Dann erreichen sie Fakarava, die vom Lotsen verheißene Insel. Das Schiff kann aus eigener Kraft nicht mehr die Einfahrt in die Lagune schaffen, mit dem Ruderboot schleppen sie es hinein. *»Wir haben noch viel Zeit«,* verkündet der Pitcairn-Mann, während eine Flammzunge vom Deck in die Segel springt und die Take-lage in Brand setzt. Es folgt die übliche Prozedur nautischer Manöver, die dem Steuermann Brandblasen vom Bedienen des Steuerrades einträgt. *»Weicher weißer Sand. Nicht besser zu wünschen. Ein prachtvoller Platz«,* stellt McCoy fest, als das Schiff auf den Strand läuft.

Du willst also Abenteuer? Richtige Abenteuer? Dann dürfte das wohl das Richtige für Dich sein. Es ist schon in Ordnung, ein paar Bände Karl May zu lesen, sozusagen als Vorbereitung auf echte Herausforderungen. Aber wenn May ein Abenteuerautor ist, dann bin ich Karl der Große. Was May schreibt, sind k e i n e Abenteuer-geschichten. Ich rate, stecke sie zu den Erbauungsbüchern, den Sonntagsfibeln und Moralfabeln. Hast Du gemerkt, wie papieren alle diese angeblichen Abenteuer sind, wie es aus allen Zeilen trieft von Betulichkeit und Schwadroniererei? Erst wenn Dir Kara Ben Nemsi nichts mehr bringt, dann bist Du reif für eine r i c h t i g e Abenteuer-geschichte. Ein Abenteuer hat einen Helden und einen ungewissen Ausgang. Der Held hat einen Charakter mit guten Eigenschaften und anderen, eventuell auch schlechten, möglicherweise mit Abgründen, und auf keinen Fall ist er ein Abziehbild. Am besten ist es, wenn das Abenteuer auch noch Ursachen und Motive hat, die Beteiligten sich also nicht ohne Not in Gefahr bringen, aber keine notwendige Voraussetzung. Am allerbesten: Wenn im Verlauf der Geschehnisse ein Missverhältnis zwischen der ursprünglichen Motivierung

des Abenteuers und dem zu erwartenden (schlechten) Ausgang der Sache in Erscheinung tritt, also das heroische Element. Das muss aber so dezent eingebaut werden, dass es uns nicht auf den Wecker geht. Jeder, auch Du und ich, möchte gern zum Helden werden, aber jeder möchte auch die Feier des glücklichen Ausgangs noch erleben. Vor allem muss Abenteuer direkt geschildert werden, als wäre man selbst dabei oder zumindest jemand anders, der genau zugeschaut hat. Bei manchen Schriftstellern, die sich selbst für große Abenteuer-geschichtenschreiber halten, hat man das Gefühl, sie hätten Tinte statt Blut in den Adern. Immer wenn es spannend werden soll, sitzt einer am Kamin und erinnert sich vage, was passiert ist, oder das ganze Abenteuer findet in einem Nebel statt, durch den keiner hindurchsieht und man nicht genau erkennen kann, was geschehen ist und wer überlebt hat. Deshalb gehören diese Geschichten (ich meine vor allem die von Joseph Conrad, aber auch andere) nicht hierher. Ich berichte davon später mehr.

Von dem Abenteuerroman schlechthin habe ich schon erzählt. Das Meer, in dem sich auch *Moby Dick* tummelt, ist natürlich der ideale Ort für echte Abenteuer, und kleine Inseln in der Südsee sind dementsprechend der richtige Platz, damit sich Leben in seiner prallsten Form entfalten kann. Das wusste niemand besser als Melville selbst, dessen Roman *Taiipi* mit der Fortsetzung *Omo* dem überraschten Leser des Neunzehnten Jahrhunderts die Lebenswelt von Südsee-Eingeborenen zeigte. Sie sind frühe Beispiele dokumentarischer Erzählkunst, in der eigenes Erleben, Melvilles Aufenthalt in der Südsee, umgesetzt wird in ein literarisches Erzeugnis mit entsprechenden Übertreibungen der Spannung und Dramatik. Melville kannte sich mit dem rauen Leben der Seeleute gut aus, davon zeugen sein mit Herzblut geschriebener, herbe Kritik an den Zuständen auf einem Kriegsschiff der US-Marine enthaltender Roman *Weißjacket* und seine beiden kleineren Werke *Redburn* und *Israel Potter* über einen alten Kapitän und seinen letzten Kampf mit den Elementen beziehungsweise das harte Schicksal eines Jungen, der zum Seediener gepresst wird und erst nach fünfzigjähriger Irrfahrt als alter Mann die Heimat wieder sieht. Auch einige seiner be-

deutenden Erzählungen profitieren von Melvilles Erfahrungswelt: *Benito Cereno* über die Meuterei auf einem Sklavenschiff oder *Die Encantadas*, Capriccios über unwirtliche Inseln im Pazifik, an denen sich Melvilles Phantasie entflammt.

Aber es gibt Abenteuergeschichten, in denen so gut wie nichts passiert und die man doch vor lauter Spannung nicht wieder aus der Hand legen kann, bevor nicht die letzte Zeile verschlungen ist. Zu diesen Prachtstücken von Geschichte gehört für mich die, deren Handlung ich gerade erzählt habe. Die insgesamt vierzig Seiten geben nicht viel her an spektakulärer Aktion, aber so wie das Schiff raucht und schwelt, glüht das Buch unter den Händen beim Lesen. Was macht *Feuer auf See* (aus *Südseegeschichten*) von Jack London zur Abenteuergeschichte par excellence? Die klar umrissene Ausgangssituation mit dem brennenden Schiff, der Lebensgefahr für die Besatzung und dem fehlenden Hafen; die sich steigernde Dramatik der Fahrt mit hoffnungsloser Suche bis zum feurigen Höhepunkt, der in nichts anderem besteht, als dass ein Kiel knirschend auf Sand aufläuft. Ökonomie der Mittel und Verdichtung der Atmosphäre schaffen die bedrohliche Spannung, die den Leser atemlos werden lässt. Die größte Sorge des Helden dagegen ist, wie er wieder zurück nach Pitcairn kommt. Die ganze Fahrt der »Pyrenees« mit dem Ziel, Schiff und Besatzung zu retten, ist der Kampf des Kulturmenschen gegen die Macht der Naturgewalt. Nirgendwo besser als auf hoher See kann dieser Kampf ausgetragen werden und keiner ist geeigneter als der Nachfahre der »Bounty«-Unholde, in dessen Stammlinie dieser selbe Kampf ebenso gekämpft worden ist. Erd- und Menschheitsgeschichte in kürzester Form: ein Lieblingsmotiv des Autors Jack London, und eine kurze Erzählung wie diese gibt ihm die schönste Möglichkeit, sein Wissen vom Kampf ums Dasein auszubreiten.

Den Vorgang des Goldschürfens, das Aufspüren und Auswaschen einer ergiebigen Tasche, kann auch der beschreiben, der nie eine gefunden hat. Hauptsache, er hat's versucht.

Wie bei Melville beruht auch bei London die packende Direktheit der Schilderung auf eigenem Erleben. Er war mit einem Segelboot in der Südsee und er war mit zentnerschweren Säcken voller Lebensmittel, mit Sieb und Spitzhacke auf dem Chilkoot-Pass in Alaska unterwegs, um am Klondike nach Gold zu schürfen. Nur dem glücklichen Zufall, dass er keins fand, verdanken wir seine Erzählungen. Wie die Helden seiner Goldrausch-Geschichten war er besessen vom Traum, über Nacht reich zu werden! Sie quälten sich bis an die Grenze des Menschenmöglichen, kämpfen um das nackte Leben, verteidigen mit allen Mitteln ihren goldträchtigen Claim – und für gewöhnlich scheitern sie. Das hat Jack London selbst erlebt. Ohne Gold, aber mit Stoff für unzählige Geschichten, kam er zurück. Wie so viele Schriftsteller war er ein schlechter Geschäftsmann; hatte er Geld, war es gleich wieder weg. Er investierte in eine Eukalyptus-Plantage: Die Bäume gingen alsbald ein. So war er ganz auf das Sprudeln seiner Phantasie angewiesen und musste sein Leben lang – er wurde nur vierzig Jahre alt – schreiben, um zu überleben. Die übliche Not im Reich der Literatur. Und Glück für Generationen von Lesern!

Von seiner Zeit in der Südsee inspiriert sind eine Menge grellbunte, häufig auch vor Grausamkeiten nicht zurückschreckende Geschichten. Auf einem Photo sieht man Jack London an Bord seiner eigenen Segelyacht, bekleidet mit einer Öljacke, Notizheft und Stift in der Hand, mit jungenhaftem Charme in die Kamera schauen. Die Haare strubbelig, Drei-Tage-Bart, wache Augen: das pralle Leben. Die Yacht »Snark« hat er für einen sagenhaften Preis bauen lassen, seine gesamten Einkünfte hat er darangesetzt; er ist auf Weltumseglungstour mit seiner Frau. Bis in die Südsee sind sie gekommen, weiter wird es nicht gehen. Durch vitaminarme Ernährung werden sie krank und müssen aufgeben. Aber egal, die Erlebnisse in der Südsee sind für ihn, wie für viele andere Künstler bis hin zu den Expressionisten der »Brücke«, überwältigend und prägend.

Alle Eindrücke sofort verarbeiten, in erzählerische Energie umsetzen: So sind die vielen knalligen, kurzen Geschichten entstanden. Mit der längeren Form, dem Roman, ging es Jack London schwerer.

Wo er viel und langatmig moralisiert, schwindet alsbald das Interesse von uns Lesern. Erfährt man zuviel von seinen Helden, fangen sie gar an zu schwadronieren, bekommen ihre Züge fatale Ähnlichkeit mit Kara Ben Nemsi. Am besten gelungen ist ihm noch die Figur des *See-wolfs*. Hier wird Londons Lieblingsthema, Intellekt gegen Natur, in großem Stil abgehandelt und mündet in die Lösung, dass der Stubenhocker Humphrey van Weyden, erfolgloser Schriftsteller und Schiffbrüchiger, die Rolle seines vermeintlichen Retters, des fürchterlichen Kapitäns und Hobbyphilosophen Wolf Larsen, übernimmt und selbst zum Abenteurer wird. In ähnlicher Form behandeln auch die Romane *Martin Eden* und *Meuterei auf der Elsinore* den Urkonflikt des denkenden Menschen mit den Kräften der Materie.

Von all dem wäre nicht mehr viel zu reden. Aber Jack London hat drei Genres geschaffen, denen er die göltige Form gegeben hat, worin er die Nr. 1 ist und für die wir ihn ewig lieben werden. Erstens die Tiererzählung: keine Geschichten mit Tieren, sondern in denen Tiere die Hauptpersonen, die Helden sind. Da gibt es den alten Elch, der sich in einem abschließenden Kampf gegen ein Rudel Wölfe vom Leben verabschiedet; den Wolf, der nicht sterben will; aber vor allem die Romane *Ruf der Wildnis* und *Wolfsblut*. Die zusammengehörenden Geschichten schildern die Auswilderung eines Hundes in Alaska und dann die Rückkehr von »Wolfsblut« in die Welt der Menschen. *Buck gehörte nicht zu denen, die täglich ihre Zeitung lesen, sonst hätte er gewußt, daß Unheil im Gange war, nicht nur für ihn selbst, sondern für jeden Hund, der starke Knochen und langes, dichtes Haar hatte.* So beginnt Bucks großes Abenteuer. Aus der Bequemlichkeit des sonnigen Kalifornien verschlägt es ihn zu den Goldsuchern in Alaska, und dort hört er den »Ruf der Wildnis«: Er wird zum Wolfshund. Die Tiere werden nie vermenschlicht, sie behalten eine eigene Würde, mit unvergleichlicher Einfühlung begleitet Jack London ihr Leben im Kreislauf der Natur. Dieses Terrain, der Tierroman, gehört ganz ihm, zeigt ihn im Glanz seines Talents. Da verzeihen wir ihm manchen literarischen Ausrutscher anderswo. Mit *Jerry der Insulaner* und *Michael, der Bruder Jerrys* verpflanzt er sein Thema dann auch noch an die Schauplätze der Südsee.

Zweitens hat er die Welt der Herumtreiber und Aussteiger literaturfähig gemacht in den reportagehaften Erzählungen *Abenteurer des Schienenstrangs*. Hobo ist der korrekte Name für die Leute, die auf der Achse eines Waggons Eisenbahn fahren – ohne Fahrkarte, versteht sich. Die Beschreibung dieser Art von zweckfreiem Reisen und der Kampf der Vagabunden gegen die listigen und teils sadistischen Schaffner, die versuchen, sie von der Achse in den Tod zu stürzen, sind würdige Themen eines Homer der Neuzeit. Das Buch beginnt mit einer Verbeugung vor Mark Twain, der sich hier auch als Ahnherr der Abenteuerliteratur erweist: So wie Tom Sawyer als Mädchen verkleidet heimlich die Mississippinsel verlässt und sich bei der einsam wohnenden Lehrerin in seinen Lügen verheddert, so muss sich Jack im rhetorischen Kampf mit einem alten Seebären seine neuerfundene Existenz »verdienen«. Bei aller naturalistischen Schlichtheit der Erzählung hat London immer den Geschmack des fortgeschrittenen Lesers im Blick.

Dann wäre da drittens noch ein dickes Buch, das ganz dem Trinken gewidmet ist: *König Alkohol*. Die amerikanische Literatur ist in ehrfurchtgebietender Weise auf hochprozentige Destillate gegründet, jedoch hat keiner der Konsumenten es gewagt, schonungslose literarische Rechenschaft darüber abzulegen. Bis Jack London kam.

»Hatte Jack London einen Gott?« Beim besten Willen nicht! Nicht mal die Natur hat er gottgegeben oder gottdurchdrungen gesehen, stattdessen ein freies Spiel der Kräfte, bei dem der Tüchtigste gewinnt. Wie erstaunt es da zu hören, dass die ersten Abenteuerromane dazu gedacht waren, die Existenz und Macht Gottes zu erweisen. Nimm den Globus oder einen Atlas zur Hand. Schau Südamerika an, betrachte Chile und den Pazifik und sieh auf zwei kleine Flecken, Hunderte von Kilometern vor seiner südlichen Küste. Alexander Selkirk und Robinson Crusoe heißen die beiden Inseln. Sehr merkwürdig. Erstens waren Selkirk und Crusoe ein und derselbe, zweitens erlebte Selkirk/Crusoe seinen Schiffbruch ganz woanders, nämlich vor der Mündung des Orinoco, und der fließt drittens nicht in den Pazifik, sondern in den Atlantik. »Was hat das alles mit der Suche nach Gott

zu tun?«, lautet die nächste Frage. Nun ja, gar nichts. Aber der *Robinson Crusoe* des Engländers Daniel Defoe schildert, wie ein Mann, der sich aus einem Schiffbruch auf eine menschenleere Insel rettet und dort über zwanzig Jahre verbringt, zu Gott findet. Gott hat die Welt so zweckmäßig eingerichtet, dass für den Gestrandeten Kokosnüsse vom Baum fallen und wilde Ziegen umherlaufen, für Nahrung und Kleidung gesorgt ist. Und Robinson selbst wird zum Werkzeug der Bekehrung des Wilden, den er Freitag nennt, weil er ihn an diesem Wochentag aus den Händen von Kannibalen befreit hat. Mit der Rettung von der Insel haben die Abenteuer noch kein Ende, es schließt sich noch eine komplette Weltreise an, die auch wieder zeigt, wie wohl der Schöpfer alles geordnet hat. Defoe benutzte bei der Niederschrift die Erlebnisse des Seemanns Alexander Selkirk als Vorlage, der Jahre auf einer einsamen Insel zugebracht hatte, sowie ein arabisches Buch, *Der Naturmensch* von Ibn Tufail, in dem die Einblicke eines einsamen Inselbewohners in das Wesen der Schöpfung geschildert werden. Aus diesen zwei Komponenten setzte Daniel Defoe den ersten Abenteuerroman zusammen, der auch ein Erbauungsbuch ist. Und wir können uns, rund dreihundert Jahre später, an den spannenden Abenteuern des *Robinson Crusoe* erfreuen.

Mit der *Moll Flanders* schrieb Defoe ein Buch über den Lebensweg einer Dirne und Verbrecherin in die Ehrbarkeit, außerdem eine *Geschichte der Piraterie* und ein Buch über die *Pest von London*. Mit jedem dieser Werke wurde er literarisches Vorbild für ganz Europa. Sein als Flugschrift veröffentlichter Lebensbericht des Schurken *Jonathan Wild* machte diesen zum Strang verurteilten Verbrecher so populär, dass er später in einem Roman Henry Fieldings, der *Lebensgeschichte des Mr Jonathan Wild, des Großen*, als skrupellose Heldenfigur der Zeitgeschichte gefeiert und in John Gays *Bettleroper* (mit der Musik von Johann Christoph Pepusch) als Mr Peachum karikiert werden konnte. Wenn in der »Dreigroschenoper« von Kurt Weill (auf den Text von Bertolt Brecht) Mackie Messer sein »Lied vom angenehmen Leben« singt: »Dann löst sich ganz von selbst das Glücksproblem: / Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!«, klingt auch daraus immernoch Defoes barocker Stil über

die Jahrhunderte hinweg in unseren Ohren, denn Mackie Messer, der Räuberhauptmann Macheath, ist einem anderen Verbrecherhelden Defoes, dem berühmtesten *John Sheppard*, nachgebildet. Alle seine guten Ideen brachten ihm außer Ärger nicht viel ein, neben allen anderen großen literarischen Erfindungen hat Defoe auch den armen Poeten in Szene gesetzt – in eigener Person.

»Klugscheißer!« Das stimmt. In diesem Moment spreche ich tatsächlich nicht rein subjektiv von meinen Leseerlebnissen. Aber ich spreche davon, wie alles mit allem zusammenhängt. Dafür kann man sich in Büchern informieren, die Sekundärliteratur heißen oder besser: Bücher über Bücher, in denen die Einflüsse nachgewiesen werden, denen einzelne Werke ausgesetzt waren und die sie selbst wieder auf andere Werke genommen haben. Eine Welle von Robinsonaden schwappte über Europa – schon damals bedienten sich Scharen von Nachahmern bedenkenlos bei den Ideen der paar Originellen. Und eine Welle von Lebensgeschichten gefallener Mädchen. Und eine Welle von Katastrophenberichten. Und so weiter. Das wenigste davon hat für uns den Reiz der literarischen Überraschung. In Deutschland schrieb Johann Gottfried Schnabel *Die Insel Felsenburg*. Ein Robinson-Roman kombiniert mit einem utopischen Roman, denn die Schiffbrüchigen – es sind eine ganze Menge – gründen ein Staatsgebilde, das dem Autor viel Platz für seine Träume von Freiheit, Gerechtigkeit und manch anderem lässt. Vielleicht der größte Fan des *Robinson* war Jules Verne, der Schiffbruchgeschichten in verschiedenster Ausformung erdacht hat: *Zwei Jahre Ferien* schildert, wie für die Zöglinge eines Jungeninternats ein harmloser Segeltörn durch Sabotage zum Hochseeabenteuer wird und sie nach ihrem Schiffbruch auf einer unbewohnten Insel den Traum aller Jungen verwirklicht bekommen: (fast) ohne Störung Erwachsener einen funktionierenden Kinderstaat zu errichten. In völligem Gegensatz dazu wird der Nobelpreisträger William Golding, irritiert durch die Erfahrungen der Gegenwart, in *Herr der Fliegen* schildern, wie eine alleingelassene Gruppe Kinder auf einer Insel verrottet und nicht einmal zur Vernunft kommt, als das erste Blut fließt. Von solch einem Einbruch des Unter-

bewussten ist Verne noch weit entfernt: *Die geheimnisvolle Insel* wird zum Exil von fünf Männern und einem Hund, die in letzter Minute mit einem Fesselballon aus dem Wüten des amerikanischen Bürgerkriegs fliehen konnten. Dank ihrer Ingenieurkunst erschaffen sie sich binnen kurzer Zeit ein technisch fortschrittliches Inselparadies, bis eines Tages Kapitän Nemo alles durcheinanderbringt. *Die Schiffbrüchigen der »Jonathan«* spielen dieselbe Konstellation durch, als ihr Auswandererschiff vor Feuerland strandet. *Die Schule der Robinsons* schließlich nimmt unser modernes Survival-Training für Führungskräfte vorweg und stellt die äußerste Übertreibung der Robinson-Situation dar: freiwillig Robinson sein!

Die Welt ist voll von Robinsons, es gibt gar nicht genug leere Inseln für sie alle.

Ein Robinson steckt in uns allen, was noch heutigentags entsprechende -Clubs oder -Listen legitimiert, die wir zum Ausdruck unserer Individualität benötigen. Die Literatur, besonders die von Einzelgängern geschriebene, hat den Champion der Einsamkeit und Abenteuersehnsucht nie vergessen. Drei Beispiele:

Sicher hätte sich Henry David Thoreau nicht träumen lassen, dass er mit seinem beschaulichen Büchlein und den kleinen Erlebnissen, die er darin beschrieben hat, tief ins nächste Jahrhundert hineinwirken würde. Er lebte als Kulturrobinson zwei Jahre lang in einer Waldhütte am Ufer eines *Walden* benannten Sees; dort erlebte er – fast nichts. Aber seine Idee, sich von der Zivilisation fern zu halten, hat dann hundert Jahre später richtig gezündet: bei ›Aussteigern‹ mit Kulturhintergrund. Eindrucksvoll ist die Schilderung, wie der Waldensee im Winter ganz zufror und sein Eis zu Blöcken gesägt wurde, um nach einer weiten Reise in Bürgerhäusern die Kühlschränke mit Kälte aus der Natur zu versorgen.

Der große Meaulnes ist der älteste Schüler in der kleinen Dorfschule von Monsieur Seurel. In die Beschaulichkeit der Provinz trägt er den Traum vom großen Abenteuer. Eines Tages büxt er aus und kommt erst nach einiger Zeit, zerlumpt und zerzaust, wieder zurück. Er hat eine Traumwelt entdeckt, ein kleines Schloss, wo eine Hochzeit ge-

feiert wurde und er ein wunderschönes Mädchen gesehen hat, aber er kann nicht wieder dorthin zurückfinden. Jahre gehen dahin, und endlich scheint sich dann alles glücklich zu wenden, obwohl Frantz, der streunernde Bruder der schönen Yvonne, ihr Glück mit dem vom Ich-Erzähler so geliebten großen Meaulnes zu ruinieren versucht. Alain-Fournier nannte sich der Autor dieses seines ersten und einzigen Romans, der kindliche Abenteuer und herbsüße Liebesgeschichte so traumschön miteinander zu verbinden verstand. Vor Verdun fiel er gleich am Beginn des Ersten Weltkriegs, nicht mal achtundzwanzigjährig.

Hätte der große Meaulnes einen kleinen Bruder gehabt, wäre es *Der kleine Prinz* gewesen. Und auch für dessen Erfinder Antoine de Saint-Exupéry brachte der Krieg den Tod. Das Abenteuer seines Lebens war die Fliegerei, als Fliegerei noch ein Abenteuer war, und seine Romane *Südkurier* aus Friedens- und *Flug nach Arras* aus Kriegszeiten benutzen die Einsamkeit des Cockpits als Auslöser für Gedanken der heroischen Solitude. Sein bestes Buch *Wind, Sand und Sterne* enthält den ganzen Menschen Saint-Exupéry sowie Bilder der Wüste, wie sie uns erst das Kino wieder – etwa im »Englischen Patienten« nach der Vorlage des Romans von Michael Ondaatje – gezeigt hat: Bilder von gleich grandioser wie bedrohlicher Monotonie. Französisch heißt der Roman *Terre des Hommes*. Nach ihm wurde die Organisation benannt, für die – wie für seinen Autor – Menschlichkeit den obersten Wert darstellt. Von einem Aufklärungsflug (für die Alliierten) ganz am Ende des Zweiten Weltkriegs kam Antoine de Saint-Exupéry nicht zurück.

Das Glück der Kindheit. Man wird es nie wiederfinden, außer in guten Büchern.

Gibt es auch weibliche Robinsons? Aber natürlich, und nicht nur in Gestalt jener Mrs Robinson, die für Dustin Hoffman »Die Reifeprüfung« darstellte und aus den Kehlen von Simon and Garfunkel mit dem musikalischen Schmelz der späten Sechziger überzogen wurde. Nein, eher so: Eine Frau, deren glückliche Jahre schon zurückliegen, erwacht eines Morgens in den Bergen und ist der letzte Mensch. *Die*

Wand umgibt die Namenlose, dahinter ist der Tod, auf dieser Seite ein Leben im Einklang mit der Natur, das sich die Stadtpflanze erst erfinden muss. Die Katze, der Hund, die Kuh begleiten sie durch die Jahreszeiten, zweieinhalb Jahre dieses neuen Lebens beschreibt die Frau in ihrem Bericht, bis ein Ereignis eintritt, das mit einem Schlag alles zerstört – und das Buch für die Frauenbewegung interessant gemacht hat. Marlen Haushofer findet eine einzigartige Sprache der Einfachheit, genauen Beobachtung und Ehrfurcht den Tieren gegenüber, die dieses Werk zu etwas ganz Besonderem macht. Für das Seelenleben der Katzen hat niemand eine Einfühlung wie sie. Wer davon nicht genug kriegen kann, für den gibt es von der Österreicherin, der die Literatur das Leben ersetzte, noch *Bartls Abenteuer*, eine wundervolle Geschichte von einem tapferen kleinen Kater, die zeigt, dass es keine Kinder- und Erwachsenenbücher gibt, sondern nur schlechte oder gute, in diesem Fall: sehr, sehr gute.

An den *Robinson* meines großen Bruders kann ich mich noch gut erinnern. Er hatte wenige Seiten und viele bunte Holzschnitte, von denen einer den einsamen Insel-Herrscher mit selbstgebasteltem Sonnenschirm und im zotteligen Ziegenfellkostüm zeigte, das Gesicht über und über mit Bart bewuchert. Für den jugendlichen Leser wurde alles weggelassen, was den Abenteuercharakter des Buches hätte beeinträchtigen können: die Suche nach Gott, die langwierige Bekehrung Freitags, die Betrachtungen des Einsamen über das Moralische an seinem Schicksal. Was übrig bleibt, ist immernoch beeindruckend genug, denn die Grundkonstellation, dass ein Mensch, völlig isoliert und allein, sein ganzes weiteres Leben von Grund auf neu erfinden muss, ist natürlich unüberbietbar simpel und zwingend. Diese ›Laborbedingungen‹ sind typisch für die aktuelle Literatur zu Defoes Zeit. Man versuchte der Mechanik auf den Grund zu kommen, die den Menschen antreibt.

Auch wenn sich das eventuell langweilig anhört: Solche Bücher, auch wenn sie dick sind, muss man ganz lesen. Nur so können sie ihre Eigenart entfalten. Mag das bei Defoe schwerfallen, bei einem anderen sogenannten Jugendbuchklassiker ist das kein Problem: *Die*

Das Aufregende am Schatz war schon immer die Suche. Hat man ihn erst, was dann? Die einzige weiterhelfende Lektüre sind die Börsenberichte; und die interessieren auch erst wieder, wenn die nächste Blase platzt.

Schatzinsel. Hundertfünfzig Jahre jünger als Defoes Buch, will sie nichts anderes sein als eine Abenteuergeschichte. Seien wir uns klar darüber, dass der Autor Robert Louis Stevenson das alles nicht ernst gemeint hat. In einer Epoche, als stählerne Dampfschiffe in Rekordzeit über den Atlantik jagen, lässt er glorreich den Schoner »Hispaniola« die Weltmeere durchpflügen mit dem Ziel der auf einer obskuren Schatzkarte eingezeichneten Insel. Der Erzähler weist uns in die entgegengesetzte Richtung, die in den Werken Vernes eingeschlagen wird. Seine Uhr geht rückwärts. Er spielt mit dem Genre, mit dem Leser: Der junge, unbedarfte Ich-Erzähler Jim Hawkins (dessen Gesicht für uns ältere Kinder immer das von Michael Ande sein wird, in einem der ersten Weihnachts-Vierteiler der Fernsehgeschichte) ist natürlich der literarische Doppelgänger von Stevensons Stiefsohn Lloyd Osbourne, zu dem er ein inniges Verhältnis hatte. So gönnt er Jim am Ende auch das viele Gold, das der alte Käpt'n Flint auf der Insel vergraben ließ; und alle schrecklichen Abenteuer um den als Koch mit dem Holzbein auftretenden Piraten Long John Silver gehen gut aus – die *Schatzinsel* indes bleibt uns in Erinnerung als geheimer Ort eines Erwachsenwerdens, so schön und aufregend beschrieben, wie es nur sein kann.

In einzigartiger Weise arbeitete Stevenson mit Osbourne zusammen. Mehrere Romane verfassten die augenscheinlich ungleichen Partner gemeinsam, und nicht die schlechtesten. *Die falsche Kiste* enthält entweder die sterblichen Überreste des Gewinners einer Tontine und damit eines Vermögens oder einen Broadwood-Flügel von außergewöhnlicher Klangfülle, aber leider mit kaputtem E"; auf jeden Fall jagt eine Schar Erbschleicher ihr emsig nach. In diesem Buch erfährst Du etwas über die schwärzeste, makaberste Ausprägung angelsächsischen Humors und über eine Lebensver-

sicherung, in die anfangs alle einzahlen und am Ende nur der letzte Überlebende etwas herausbekommt – eine Lösung unseres Rentenproblems? Auf jeden Fall hat sie der italienische Arzt Lorenzo Tonti seinerzeit schon dem französischen Staatslenker Kardinal Mazarin ans Herz gelegt. Und der war entzückt. *Die Ebbe* spielt ebenso wie *Der Ausschlachter* in der Südsee. Beide Werke bringen spannende und blutrünstige Abenteuer um Perlen und Opiumsmuggel, letzteres nach einem zeitgenössischen Kriminalfall konstruiert. Stevenson war schwindsüchtig oder, um es medizinisch klar zu sagen: litt unter der damals noch nicht heilbaren Tuberkulose. Robert Koch, der berühmte Doktor, entdeckte die Tuberkelstäbchen etwa zu der Zeit unter seinem Mikroskop, als Stevenson an ihnen starb, und es dauerte noch einmal fünfzig Jahre, bis ein wirksames Antibiotikum gefunden war. Schwindsucht geht mit Fieberzuständen einher, und so ist es nicht verwunderlich, dass diese Krankheit durch ihren typischen, tragischen Verlauf jahrhundertlang die schöpferischen Kräfte der durch ihre sitzende Arbeitsweise für die Infektion besonders anfälligen Literaten angeheizt hat.

Stevensons Porträt zeigt ein ausgezehrt, aber schönes, längliches Gesicht, umrahmt von auf die Schulter fallendem, gewelltem Haar und einem Spitzbärtchen. Das wirkt entweder altmodisch oder hypermodern, als wäre der Autor, wie viele seiner Werke, aus der Zeit gefallen. Die Augen liegen tief in den Höhlen, um seinen Mund aber spielt das Lächeln, hervorgerufen von einem seiner skurrilen bis dämonischen Einfälle, und schon ist er bereit, ihn zu notieren: Das Schreibwerkzeug ist zur Hand. Sein Stil ist immer direkt, packend, kurz heraus, als wisse er um seine begrenzte Lebenszeit. Kaum je hält er sich lange mit Abschweifungen auf.

Seine folgenreichste Erfindung ist *Die seltsame Geschichte von Dr. Jekyll und Mr Hyde*. Stevenson möchte uns mit der Erzählung vom Arzt, der sich durch den Trunk eines in Wasser gelösten Pulvers vom stattlichen Gentleman in den gedrungenen Halunken verwandeln kann – und zurück –, nicht die Banalität vor Augen führen, dass es so etwas wie gespaltene Persönlichkeiten gibt, sondern dass in j e d e m

Menschen eine dunkle Seite angelegt ist, die bei Gelegenheit ans Licht gebracht werden kann. Die Science-Fiction-Methode, die Jekyll anwendet, konkretisiert noch die aktuellen Bezüge der Geschichte. Er nutzt die Erkenntnisse der neuen Wissenschaft der Biochemie.⁹ Sie wird der Menschheit Fluch und Segen bringen: die Medikamente und die Drogen.

Zu Stevensons Zeiten glaubte man noch an klimatische Ursachen für die Schwindsucht. Als Therapie begab sich der Autor sein halbes Leben auf Reisen; die letzten Jahre verbrachte er mit Frau und Stiefsohn in tropischen Breiten. *In der Südsee* ist der Tatsachenbericht, spannend wie ein Roman, den wir dieser Zeit verdanken. Während der französische Maler Paul Gauguin zur selben Zeit auf Tahiti Mystik und Grazie findet, kann Stevensons nüchterner Blick nur halbzivilisierte Wilde entdecken, denen beim Anblick eines Langschweins (in der Landessprache der übliche Begriff für: Mensch, der nicht zu uns gehört, essbar) das Wasser im Munde zusammenläuft. Überraschenderweise sind diese gefährlichen nackten, ausnehmend schönen Heiden allesamt Philosophen, von denen sich manche Lebensweisheit lernen lässt. Auch sie aber kannten kein Mittel gegen Infektionskrankheiten (die meisten von ihnen wurden durch Masern und Syphilis, eingeschleppt von Captain Cooks Leuten und deren Nachfolgern, dahingerafft), und Robert Louis Stevenson, dieser lebenspralle Erzähler, erlag seiner Krankheit dort, nicht einmal fünfzigjährig.

Englische Schriftsteller im Zeitalter der Königin Victoria konnten ihre Leser an typisch englischen Abenteuern am anderen Ende der Welt teilhaben lassen, das British Empire machte es möglich. Einer seiner erfindungsreichsten Lobredner war Rudyard Kipling, der seine

9 Goethe hatte auf die erstmalige Synthese einer organischen Substanz durch Friedrich Wöhler – ihm gelang es in seiner Retorte, den Harnstoff herzustellen – noch reagieren können, indem er im Zweiten Teil des *Faust* den Famulus Wagner den Homunculus (das ›Menschlein‹) in einer Phiolen erschaffen ließ. Der begrüßt Mephisto als seinen wahren Schöpfer mit den Worten: *Du aber, Schalk, Herr Vetter, bist du hier / Im rechten Augenblick? Ich danke dir.* Hellsichtig hat Goethe, der Liebhaber des ›Bedeutenden‹, das zukünftige Feld der neuen Wissenschaft abgesteckt.

Jugend in Indien verbracht hatte und von dort mit den Motiven für die zwei *Dschungelbücher* zurückkam. Der tapfere Mungo Rikki-Tikki im Kampf gegen die zwei Königskobras kuschelt sich ebenso ins Gedächtnis wie Mowgli und seine Gefährten sowie sein schrecklicher Gegner, der Tiger Shir Khan. Oder erst die Schlange Kaa, die selbst in der Disney-Verfilmung mit ihrem psychodelischen Blick überzeugt. In äußerst einfühlsamer Weise wird hier der ewige Gegensatz zwischen der unberührten Natur und dem kulturverbreitenden Menschen besungen. Auch in den originellen *Genau-so-Geschichten* macht Kipling aus diesem Konflikt Poesie. Meisterhaft versteht er es, lyrische Elemente in seine Prosa zu schmuggeln – als Dichter war er moderner denn als Erzähler, demnach als erster Engländer nobelpreiswürdig. Spannende (Spionage-)Abenteuer um einen aufgeweckten kleinen Waisenjungen, den alle für einen Inder halten, bringt der Roman *Kim*.

Was Kipling für Indien, ist Henry Rider Haggard für Afrika. Weniger romantisierend, eher rauschhaft beschreibt er die schönen Schrecken des damals noch wilden Kontinents, mal in der Ausmalung einer matriarchalen Extremkultur in *Sie*, mal verbrämt mit den unerhörten Abenteuern seines Superhelden Alain Quatermain in *König Salomos Schätze*. Das Empire konnte aber auch ohne poetische Übersteigerungen ganz schön dramatisch sein. In Khartum endete gewaltsam das Leben des Generals Gordon, der nach dem Krimkrieg und anderen Greueln noch Gelegenheit bekam, als sentimentaler Held und Märtyrer den Widerpart des Mahdi-Aufstandes im Sudan zu verkörpern, in dessen Mittelpunkt einer der unendlich vielen falschen Propheten der Weltgeschichte stand. In seinen *Tagebüchern* berichtet Gordon nüchtern von seiner Passion für den afrikanischen Kontinent und die bis heute unterdrückten Sudanesen. Nüchternheit war nicht das Markenzeichen von Thomas Edward Lawrence, den man gestrost »Lawrence von Arabien« nennen kann. Wie bei Gordon war sein Lebenswerk von Sympathie für die Herren der Wüste geprägt, und er machte eindrucksvolle Literatur daraus. In *Die sieben Säulen der Weisheit* schildert er schwärmerisch seine Erlebnisse mit Fürst Faisal in der arabischen Wüste und die Organisation des erfolgreichen Beduinen-Auf-

standes gegen die Osmanen im Ersten Weltkrieg. Wirkung hinterließen beide, Gordon und Lawrence, ausschließlich als moralische Persönlichkeiten, die Politik vermochte es mühelos, ihr Lebenswerk alsbald zu ruinieren.

Geheimdienstliche Abenteuer rund um Englands Glanz und letzte Größe beschreibt auch John Buchan (sprich: Backen); am bekanntesten sein Spionageroman vom Vorabend des Ersten Weltkriegs, *Die neununddreißig Stufen*, dem Alfred Hitchcock einige Motive für seinen Leinwandklassiker gleichen Namens entlieh. Er fügte der eleganten Atmosphäre des Buches vor allem eine obsessive, sadistische Note hinzu – der Held Richard Hannay verbringt einen Großteil der Filmhandlung in Handschellen –, wo Buchan die Auseinandersetzung der Guten mit den Bösen eher als Spiel beschreibt, als sportliche Rivalität, wobei die bösen Deutschen sich als gute Verlierer zeigen. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs war die Zeit solch chevaleresker Auseinandersetzungen vorbei. Spionage wurde fortan vor allem als schmutziges Gewerbe gesehen; man denke zum Vergleich an Fritz Langs Film »Ministerium der Angst« nach der Vorlage von Graham Greene, einen Weltkrieg später.

Noch einen Kalten Krieg weiter ist die Menge an Spionageromanen bereits inflationär; schwierig, hier die guten von den brauchbaren und überflüssigen zu unterscheiden. Vielleicht probierst Du es mit einem Ted Allbeury, den ich als interessanten Autor von raffinierten Geschichten in Erinnerung habe. Vielleicht irre ich mich auch, dann nimm einfach was anderes. Das Wesen all dieser zwei- bis dreihundert Seiten langen Romane ist ja, dass man nicht viel verkehrt macht, wenn man sie liest – höchstens, dass sie Langeweile oder Skrupel erzeugen, das Zeug in der grünen Tonne zu entsorgen ...

Der deutsche Abenteuerroman (und wenn ich zukünftig deutsch sage, meine ich damit die Sprache, nicht die Nationalität) beginnt mit den Greueln des Dreißigjährigen Krieges, dem Hessen Hans Christoffel von Grimmelshausen und seinem *Abenteuerlichen Simplicissimus*. Sein Romanheld ohne Namen weiß von der Welt noch nichts, als der Hof der Eltern von marodierenden Truppen gebrandschatzt

wird und nur er sich retten kann. Voltaire wird später seinen *Candide* mit einem ähnlichen Gemetzel beginnen lassen, diesmal in einem erfundenen Westfalen, um seinen naiven Philosophenhelden Panglosse in die Verlegenheit zu setzen, diesen Unfall in der besten aller möglichen Welten zu erklären. Ein Einsiedler – es stellt sich heraus, dass er einer der Kriegsherren war, der sich, wie heute unsere überreizten Manager, in den Wald zurückgezogen hat – bringt dem Bauernkind die Grundzüge von Bildung und Lebenskenntnis bei. Darauf wird Simplicius (das Wort ist der deutsche ›Simpel‹), wie er bei seiner Rückkehr in Leben und Krieg vom Vorgesetzten mangels Eigennamens genannt wird, selbst zum großen Kriegshelden. Dabei benennt der Autor die Schrecken des Krieges drastisch und mit den richtigen Worten, es handelt sich hier auch um den ersten Anti-Kriegs-Roman, den wir kennen. Grimmelshausen ist kein naiver Erzähler, für den er um sein Leben gern gelten möchte, sondern unangenehm berechnend: Er zielt auf ein gehobenes Lesepublikum, er ist literarischer Vollprofi; das macht die Lektüre nervig, wenn er sich in Episoden verzettelt, die er aus ›Volksbüchern‹, wie die Unterhaltungsliteratur damals hieß, einfach abgekupfert hat. Denn unser Held entkommt, nachdem er mehrfach die Seiten gewechselt hat, den Kriegswirren, um die ganze damals bekannte Welt – und einige dazuerfundene Landstriche – zu umrunden und erkunden; auch märchenhafte Episoden dürfen nicht fehlen, bis sich Simplicius schlussendlich erschöpft selbst als Einsiedler zur Ruhe setzt. Ganz anders der niedliche *Schelmuffsky* von Christian Reuter. Das ist die Geschichte von einem Saufaus und Bramarbas, der die allerunglaubwürdigsten Abenteuer im Stile eines jugendfrischen Münchhausen durchlebt und dazu lakonisch bemerkt: »Der Tebel hol mer!« Lustig ist das zwar, aber auch nicht viel mehr als ein gelungener Studentenukk.

Ein Spaziergang nach Syrakus wäre auch heute ein Abenteuer. Im Jahre achtzehnhundertzwei war er das auf jeden Fall. Johann Gottfried Seume war der Mann, der dieses Unternehmen wagte und uns davon berichtet hat. Er sieht die Schätze Italiens im Prunk völliger Verfallendheit und beobachtet, wie die Nachfahren der Römer sich darin ein-

gerichtet haben. Bis heute ist Syrakus dafür ein prächtiges Beispiel mit seinen antiken Resten, die als Kirchen und Wohnhäuser weiterbestehen. Kleine Abenteuer fürwahr, aber der entspannte, vertraulich

gestimmte Ton der Erzählung entschädigt uns dafür, dass nur ein paar unbedeutende Wege-lagerer zur Verfügung standen, um diesen wackeren Wandersmann zu schrecken.

Syrakus! Metropole der Antike, Heimat von Künstlern und Gelehrten, eine der größten Städte der Welt. Dann hört man nichts mehr. Aber Syrakus lebt! Wer es heute besucht, möchte am liebsten gleich dableiben.

Ein Sonderfall von Abenteuer ist der Mann, der sein ganzes Leben zu einem Gesamt-abenteuer und -kunstwerk stilisiert hat: Hermann Fürst von Pückler-Muskau, und das nicht nur in Form einer Erdbeer-Vanille-Schokoeisbombe. Sein Vermögen ruinierte er durch seine Leidenschaft für den Gartenbau – noch heute kann man die von ihm geplanten Parkanlagen in Muskau (»Weltkulturerbe«) bewundern oder sein bahnbrechendes Buch *Andeutungen über Gartengestaltung* lesen – und ausgedehnte Reisen, nach England beispielsweise, um reich zu hei-

raten. Statt einer Braut brachte er die *Briefe eines Verstorbenen* zurück, das Buch, das ihn zur Tagesberühmtheit machte, das Goethe mit Vergnügen las. Er fuhr in die Levante (das damalige Riesenreich der Osmanen), nach Ägypten und in den Sudan. Von dort kam er mit der äthiopischen Prinzessin Machbuba wieder, die er auf einem Sklavenmarkt erworben hatte. Er nahm das junge Mädchen mit nach Muskau, wo sie alsbald starb. Die Geschichte dieser skurrilen Liebe ist sehr schön und seltsam herb, vor allem die Eifersucht der »Gesellschaft«, die erst durch den Tod der armen kleinen, stets frierenden Machbuba zufriedengestellt wurde in ihrem frühen Ausbruch von Ressentiment gegen das Fremde, das mit der dunkelhäutigen Schönheit in ihre Kleinstaaterei eingebrochen war.¹⁰ Pückler verkörpert den Typ

¹⁰ Das Ganze einfühlsam beschrieben in Eckart Kleßmanns *Pückler und Machbuba*.

des Dandy, vermögenvergeudend, dekadent, überheblich. Aber auch: hellseherisch, sensibel, auf einsamer Höhe der Wahrnehmung. Dieser Typ wird uns noch anderswo begegnen. In seinem exzentrischen Standpunkt zu jeder Form von Gesellschaft und Normalität ist er zum beobachtenden Chronisten ideal begabt, wie die Beispiele von Lord Byron, Oscar Wilde, Harry Graf Kessler zeigen. So wenig man dem Verfall des Adels in Europa nachzutruern braucht, bezeichnenderweise trieb er im Absterben solche allerschönsten Blüten.

Noch einer, der sein Lebensabenteuer in Literatur verwandelte: der Konstanzer Drogist, Kunstmaler und Dichter Fritz Mühlenweg. *Fremde auf dem Pfade der Nachdenklichkeit* ist die kleine und feine, *In geheimer Mission durch die Wüste Gobi* die große und jugendliche Ausführung dieses Abenteurers, das ihn mit dem Forscher und Reisenden Sven Hedin in der Mongolei und Zentralasien verband; ein handfestes Lesevergnügen mit transzendenten Einsprengseln! Auf dem ›Pfad der Nachdenklichkeit‹ befand sich Mühlenweg, als er für die Hedinexpedition Nachschub beschaffen sollte und auf dem Kamel, mit zwei einheimischen Begleitern, einsam durch die Gobi zog. *Transhimalaya* heißt die Weltgegend, die Hedin entdeckte und kartographierte, genauso wie das mehrbändige Werk, das er über seine beschwerlichen Expeditionen dorthin schrieb. Zu Beginn des letzten Jahrhunderts gab es noch weiße Flecken auf der Landkarte. *In Nacht und Eis* ist der Bericht von Fridtjof Nansen, wie er mit dem Schiff »Fram« mithilfe der Packeisdrift den Nordpol zu erreichen versuchte. Nansen erfand einen Pass für Staatenlose und erhielt den Friedensnobelpreis. Den Pol, den sportliche Zeitgenossen heutzutage in ihren Sommerferien zu Fuß ›machen‹, hat er nie gesehen. Dieses Schicksal teilte er mit Ernest Shackleton, der es mit britischer Zähigkeit auf den Südpol abgesehen hatte. Sein Schiff, die »Endurance«, scheiterte im Packeis; Shackleton gelang es zumindest, alle Männer zu retten. Die Verlierer beim Wettlauf zu den Polen waren allemal die interessanteren Gestalten, vor allem der tragische Robert Falcon Scott, der am Südpol um wenige Tage zu spät kam und auf dem Rückmarsch erfror. Wer waren denn überhaupt die Ersten am Pol? Ich kann mich garnicht erinnern ...

Ein nach Amerika ausgewanderter Abenteuerschriftsteller, dessen Geschichten zwar altbacken wirken, aber die Prärie mit stifterscher Naturintensität aufladen und zum Leuchten bringen, nannte sich Charles Sealsfield (hieß aber eigentlich Karl Postl). Sein *Kajütenbuch* kann einiges Interesse für sich beanspruchen, weil es seltenes Beispiel für eine Synthese deutscher und amerikanischer Eigenheiten bietet. Die kleine Erzählung *Die Prärie am Jacinto* inmitten dieses Buches ist ein Meisterwerk der Naturschilderung im Dienste einer Abenteuerhandlung. Mag auch die Betulichkeit in Sealsfields Erzählung dominieren, so finden wir hier erste Ansätze einer kulturellen Synthese, eines Stils der heraufdämmernden Epoche der Internationalität, in der Grenzen nur noch dazu gut sind, überwunden zu werden.

Auch Friedrich Gerstäckers *Regulatoren von Arkansas* und ihre Fortsetzung *Die Flußpiraten des Mississippi* atmen, bei aller Unbeholfenheit, die Luft der Freiheit. Mögen sie auch mehr auf Karl May als Traven vorausweisen, so stellen sie ein wichtiges Bindeglied in der Kette der Entwicklung des Abenteuerromans dar. Und das vor allem dadurch, dass Gerstäcker tatsächlich da war, eigenes Erleben verarbeitet zu Literatur – das merkt man seinen Büchern an.

Nachdem auch Theodor Fontane, der nicht da gewesen war, mit dem kleinen Werklein *Quitt* seinen Beitrag zum internationalen Abenteuer geleistet hatte – ein preußischer Mord wird in Amerika der Sühne zugeführt –, hatte dieses Genre in deutscher Sprache erstmal Pause. Einsam steht dann ein großer phantastischer Erzähler vor uns, der äußerst spannende und nebenbei auch erfolgreiche Romane schrieb. Er heißt Leo Perutz. So stellt man sich den Abenteuerschriftsteller vor: mit Nickelbrille und Intellektuellenschädel, gegen die berufliche Ödnis der Versicherungsmathematik anschreibend. Prag und Wien sind seine Heimatstädte; in Berlin macht er die Leute hysterisch mit dem Fortsetzungsroman *Wohin rollst Du, Äpfelchen* ... Wenn gleich dies nun keins seiner ganz geglückten Bücher ist, die Geschichte eines österreichischen Kriegsheimkehrers, der aus sportlichem Ehrgeiz noch einmal nach Sowjetrußland zurückgeht, so wird eins klar, dass unser Autor den Nerv des Publikums trifft. Selbst diese kleine

Idee wird unzähligen Nachahmern genügen, Spannung in ihre aufgebauchten Agententhriller zu bringen, und Filmklassiker wie »Der Spion, der aus der Kälte kam« von Martin Ritt nach dem Roman von John le Carré mit Richard Burton und Oskar Werner schlagen aus dieser Glut neue Funken. Perutz hat nichts erlebt, schüttelt aber die tollsten Ideen aus dem Ärmel: *Der Meister des Jüngsten Tages*, *Der Judas des Leonardo*, *St. Petri-Schnee* und vor allem der Alptraum *Zwischen neun und neun* (sehr hitchcockhaft) sind äußerst spannende Romane in äußerst eigener Stilistik, »Kaffeehaus meets suspense«, sozusagen; deshalb sei vom Inhalt auch nichts weiter verraten.

Die Abnabelung von der Vorstellung eines »deutschen« Abenteuerromans geht einher mit dem mysteriösen Namen B. Traven. An seiner wahren Identität wurde ein Journalistenzeitalter herumrecherchiert – und noch weiß man nicht so recht, was das B. bedeutet und ob er mit Ret Marut oder Otto Feige identisch war; ist uns auch schnuppe. Seine Bücher jedenfalls sind ganz und gar authentische Abenteuerliteratur. Sie bringen exotische Schauplätze, realistische Gestalten und politische sowie soziale Konflikte von aktueller Brisanz. Travens großes Werk ist der sechsteilige *Caoba*-Zyklus. Er spielt im Dschungel Mexikos und verknüpft die engagierte Beschreibung des Elends der Ureinwohner mit einer spannenden Polit- und Abenteuerhandlung.

Das Totenschiff, ein Seelenverkäufer namens »Yorikke« (nach Hamlets verblichenem Spaßmacher Yorick?), fährt Staatenlose, Kriminelle und Deklassierte direkt in Dantes Inferno. Untergehen ist für die Geschundenen dieser Erde ein würdigerer Ausgang, als sich irgendwie über Wasser zu halten. *Der Schatz der Sierra Madre* wurde von John Huston verfilmt mit Humphrey Bogart in der Rolle des zwielichtigen Dobbs, der im bürgerlichen Leben scheitert, Goldsucher wird und durch den spektakulären Fund Schaden an seinem letzten Rest Moral nimmt. Er versucht, seinen Kameraden umzubringen. Travens Erzählung erinnert an die großen Alaska-Geschichten Jack Londons, noch um eine Nuance eingedüstert. Gemeinsam ist ihnen der Grundton eines pessimistischen Humanismus plus Sozialpathos, und so ist es kein Wunder, dass das Werk beider Autoren von der Büchergilde

Gutenberg über Jahrzehnte gepflegt worden ist. An dieser Stelle ist es Zeit, das Loblied auf die lange Jahre gewerkschaftseigene Büchergilde zu singen, die seit je gute Literatur in schönen Ausgaben an die Leser gebracht hat. In einer Welt, in der Leineneinband und Lesebändchen zum Bauernopfer der Verlage für niedrige Produktionskosten geworden sind, setzte einzig die Büchergilde Gutenberg unverdrossen auf buchherstellerische Qualität im Kampf um Käufer, und das zu konkurrenzlosem Preis. Möge sie uns erhalten bleiben!



Der außergewöhnliche Autor stirbt nicht, er verschwindet. Diese Pointe eines Lebens, dem eigenen Werk verpflichtet, gilt nicht nur für Traven, sondern genauso für den vielleicht sonderbarsten Zyniker unter den Abenteuerschriftstellern: Ambrose Bierce. *Allein in schlechter Gesellschaft* könnte, nach seinen eigenen Worten, sein Lebensmotto gewesen sein. Der amerikanische Bürgerkrieg bietet den Hintergrund für viele seiner Geschichten, die mit grimmiger Lakonik und ätzender Satire die Schwachpunkte am Menschen, Feigheit, Habsucht, Hinterlist, freilegen. In hohem Alter wurde Bierce des Schreibens und Lebens überdrüssig und stürzte sich in die Wirren des mexikanischen Bürgerkriegs, in dessen Pulverdampf er sich, Äquivalent seines schwarzgalligen Humors, auflöste.

Nur wenige Zahnärzte haben es zum Helden eines Abenteuerromans gebracht, und wäre es auch nur ein negativer. Zahnärzte schleichen eher als sadistische Quälgeister durch alptraumhafte Thriller, wie in John Schlesingers »Marathonmann« der schaurig-schöne Laurence Olivier, der Dustin Hoffman mit dem Bohrer auf den Nerv fühlt. So dürfte wohl *McTeague* einzig dastehen, der erst im Lachgasrausch ein Mädchen missbraucht und später neben ihren Weisheitszähnen auch noch an ihren Lottogewinn ran will, bevor ihn im Showdown mitten in der Wüste sein Schicksal in Form von Handschellen ereilt. *Gier nach Gold*, wie der Titel einer der beiden deutschen Übersetzungen lautet, von Frank Norris ist zwar eine krude Geschichte, aber *McTeague*, da sind wir froh, auch kein echter Zahnarzt. Sei's

drum, als Stummfilm von Erich von Stroheim wäre »Greed« in seinem Hyperrealismus ein ›Blockbuster‹ geworden, hätte es das Wort schon gegeben oder der Regisseur nicht versucht, das Buch Wort für Wort zu verfilmen – eine einsame Entscheidung, dafür aber heute Kult auf jeder Filmkunstveranstaltung. Norris harrt als amerikanischer Zola mit seinem Epos über Eisenbahn und Weizen (*Octopus*) der Wiederentdeckung, von Stroheim kennt man noch als kahlen, wortkargen Diener von Gloria Swanson in Billy Wilders »Sunset Boulevard«, aber was ist eigentlich ein Blockbuster? Dieses heute leicht über die Zunge gehende Wort bezeichnete im Luftkrieg die Sorte Bomben, die als erste Welle ins Häuserviertel geworfen wurden und alle Fensterscheiben zerbersten ließen; danach konnten die Brandbomben wesentlich wirksamer ihr Werk tun ...¹¹

Damit wären wir endgültig im gelobten Land der Abenteuer, in Amerika angekommen und wenden uns dem Ahnherrn des Nervenkitzels zu. Edgar Allan Poe hat garantiert nichts von dem erlebt, was den Zündstoff seiner phantastischen Erzählungen ausmacht. Nicht körperlich jedenfalls, seelisch erscheint er uns dafür mit jedem seiner Helden wie durch Magnetismus verbunden. *Der Goldkäfer* handelt von etwas, was er weiß, und hier wissen wir, wovon er spricht: Poe betreute die Rätelecke einer Zeitung und schloss in dieser Eigenschaft mit der Leserschaft die großenwahnsinnige Wette ab, dass er in der Lage sei, jeden ihm eingesandten Sprachcode zu knacken. Nach allem, was wir wissen, war er sogar so wahnsinnig, die Wette zu gewinnen! Im *Goldkäfer* wird in knapper Form berichtet, wie jemand zufällig eine solche geheime Botschaft findet, sie entschlüsselt und mit

Zwei Zahnärzte in einem Buch? Das hier ist der erste. Auf den zweiten muss der geschätzte Leser nervenzerfetzende fünfhundert Seiten warten.

11 Diese Information verdanke ich dem ebenso aufschlussreichen wie erschütternden Buch *Der Brand* von Jörg Friedrich; vielleicht sollte man zum Kassenfüller doch wieder Kassenknüller sagen.

ihrer Hilfe einen Seeräuberschatz hebt. Wie üblich bei Poe, balanciert die Handlung auf dem Drahtseil zwischen satirischer Übertreibung und spannungsgeladener Extravaganz; neben der knappen Berichtsform sticht hervor, dass kein Gedanke auf die Verwendung des Schatzes verschwendet wird. Poe, selbst ein Leben lang knapp bei Kasse, bricht die Erzählung ab, bevor die Phantasie den Leser und ihn selbst mit der quälenden Frage beunruhigt, was man mit einem frisch erworbenen Vermögen alles anfangen könnte. Ein Reflex auf diese Erzählung erscheint in *Tom Sawyers Abenteuern*, wenn dort nicht nur die Schatzsuche als prima Abenteuer für zwei Lausejungen geschildert, sondern anschließend auch die öffentliche Darbietung des Reichtums und seine weitere Verwaltung liebevoll ausgemalt wird. »Mensch bleiben!«, müssen sich diese zwei Jungmillionäre immer wieder sagen.

Lebendig begraben oder eingemauert, unter Untoten, bedroht von Unholden, verkleideten und echten Affen oder dem Tod persönlich: Die Angstphantasien Poes sind unüberboten vielfältig und gleichzeitig monoman. Es empfiehlt sich, sie dosiert zu genießen und Gegengift, zum Beispiel einen Liebesroman mit allergücklichstem Ausgang, bereitzuhalten. Das Meisterstück des Schauerlichen, Gipfel spannungsvollen Grusels, der dem atemlosen Leser Angstschweiß austreibt und die Nackenhaare aufstellt, ist, so wie ich es selbst erlebt habe, *Die Grube und das Pendel*. Wie so oft bei Poe erleidet ein Ich-Erzähler die denkbar größte Raffinesse an Torturen, diesmal durch die katholische Inquisition zu Toledo. Das Historische ist aber erkennbar nur beliebige Kulisse, Spannung erzeugt einzig die Ausgeliefertheit des Opfers. Durch Fesselung aller Handlungsfreiheit beraubt, kann nur der Geist noch agieren, einerseits um die Qualen intensiv zu erleben, aber auch um fieberhaft an der unmöglich scheinenden Rettung zu arbeiten. Diese ganz kurze Erzählung feiert den Triumph des Denkens über die Mechanik der Unmenschlichkeit. Allerdings müssen ein paar hungrige Ratten helfen. Rote Ohren sind beim Lesen garantiert!

Typisch für Poe der knappe und detailarme, auf das Innenleben der Personen konzentrierte Erzählstil, der entsprechend viel Raum für des Lesers eigene Imagination schafft. Die Szenerie bleibt in der Regel

schemenhaft. Die Handlungsideen hingegen sind so stark und bildmächtig, dass die Filmindustrie schon ein Jahrhundertlang Poes Visionen ausbeutet, ohne dass sich die Schätze seiner Phantasie erschöpfen ließen. Wo Wände gefährlich zusammenrücken, abgestorbene Herzen erbarmungslos pochen und der Held in namenlosem Schrecken erstarrt, feiert bis heute jeder Hollywoodstreifen Edgar Allan Poes ehrwürdigen Namen. Selbst dort, wo gar nichts zu verfilmen wäre, wie bei seinem großen und höchst modernen Gedicht *Der Rabe* (Das lyrische Ich quält sich über den Verlust der geliebten Lenore, hofft gar auf ein Wiedersehen. Doch der gefiederte Besucher macht jede Hoffnung zunichte – *quoth the raven: »nevermore!«*), wurde noch etwas Lichtspielkunst davon abgezapft. Poe, selbst kein Beispiel für literarischen Erfolg – er starb arm und einsam –, war einer der großen Anreger und Weichensteller.

Der Schauer- und der Kriminalroman

Mit der Mitteilung, dass Edgar Allan Poe das Genre der Kriminalgeschichte begründet hat, kann ich niemanden hinterm Ofen vorlocken. Er erfand den Detektiv-Helden. Zur selben Zeit aber entwickelte Honoré de Balzac den politischen (Kriminal-)Roman mit *Die Königstreuen*, einer Geschichte vom Widerstand gegen die Revolution. Für *Eine dunkle Affäre* – eine Verschwörung gegen Napoleon Bonaparte, als der noch Erster Konsul war – stand nicht nur ein zeitgenössischer Entführungsfall Modell; mit den ebenso schlechtgekleideten wie scharfsinnigen Herren Peyrade und Corentin betritt auch der Typ des skrupellosen Ermittlers die literarische Szene. Gewalt gegen Frauen und intrigante Perfidie setzen sie zugunsten des Polizeistaats von Minister Fouchés Gnaden gegen reaktionäre Kräfte und Verschwörer ein, mögen die auch noch so sympathisch sein. Die Pointe – wie sie in Zukunft jeder Krimi brauchen wird – besteht in der Beantwortung der Frage, w e r eigentlich die Verschwörer gewesen sind, die allerdings erst nach zweihundert Seiten dazu kommen, ihr Verbrechen zu